

SOTEH01

Einführung in die Familiensoziologie

Das Studienheft und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Nutzung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist nicht erlaubt und bedarf der vorherigen schriftlichen Zustimmung des Rechteinhabers. Dies gilt insbesondere für das öffentliche Zugänglichmachen via Internet, Vervielfältigungen und Weitergabe. Zulässig ist das Speichern (und Ausdrucken) des Studienheftes für persönliche Zwecke.

© Europäische Fernhochschule Hamburg GmbH · Alle Rechte vorbehalten

© Europäische Fernhochschule Hamburg GmbH
Alle Rechte vorbehalten.

0423K02

SOTEH01

Einführung in die Familiensoziologie

PD Dr. Olaf Behrend



<https://www.euro-fh-campus.de/soteh01>

PD Dr. Olaf Behrend



Olaf Behrend ist seit 2009 als Lehrkraft für besondere Aufgaben für Soziologie an der Uni Siegen angestellt und dort mit der soziologischen Lehre im BA- und MA-Studiengang der Sozialen Arbeit betraut. Er hat seither über 400 BA- und über 100 MA-Arbeiten zu sozialarbeiterischen bzw. sozialpädagogischen Fragestellungen in beiden Studiengängen betreut.

Er wurde 2007 promoviert und erhielt 2014 Venia Legendi in Soziologie.

Seine Arbeitsschwerpunkte sind Familie und Theorie der Familie bzw. der Familialität, Bildungsprozesse des Subjekts, Film, Staatlichkeit und Amtshandeln, rekonstruktive Methoden und fallrekonstruktive Familien-diagnostik.

Die in unseren Studienheften verwendeten Personenbezeichnungen schließen ausdrücklich alle Geschlechtsidentitäten ein. Wir distanzieren uns ausdrücklich von jeglicher Diskriminierung hinsichtlich der geschlechtlichen Identität.

Falls wir in unseren Studienheften auf Seiten im Internet verweisen, haben wir diese nach sorgfältigen Erwägungen ausgewählt. Auf die zukünftige Gestaltung und den Inhalt der Seiten haben wir jedoch keinen Einfluss. Wir distanzieren uns daher ausdrücklich von diesen Seiten, soweit darin rechtswidrige, insbesondere jugendgefährdende oder verfassungsfeindliche Inhalte zutage treten sollten.

Einführung in die Familiensoziologie

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	1
1 Annäherung: Familie in grundsätzlicher soziologischer und anthropologischer Sichtweise	5
1.1 (K)eine Definition von Familie	5
1.1.1 „Die Familie hat [...] die Liebe, zu ihrer Bestimmung [...]“	8
1.1.2 Die Kontraktions- oder Schrumpfungstheorie und ihre Probleme	10
1.1.3 Bedeutungsverlust oder Funktionswandel der Familie?	11
1.2 Das ursprüngliche anthropologische System der undifferenzierten Kernfamilie	13
1.2.1 Die Kernfamilien (Patrilinearität der Stufe 0)	15
1.2.2 Die Stammfamilie (Patrilinearität der Stufe 1)	17
1.2.3 Die exogame und die endogame komunitäre Familie (Patrilinearität der Stufen zwei und drei)	18
1.2.4 Auflösung mancher Familienformen – Fortwirken der Familienkulturen?	19
Zusammenfassung	22
2 Strukturelle Familiensoziologie: Beziehungsstrukturen und -dynamiken von Familie und Familialität	24
2.1 Parsons' Grundlegung: Struktur der Kernfamilie	24
2.2 Die strukturelle Familiensoziologie als handlungstheoretische Integration von Familien- und Sozialisationstheorie (unter Rückgriff auf Mead, Freud und Piaget)	27
2.3 Sechs Dimensionen diffuser Beziehungen in der Kernfamilie	30
2.3.1 Paarbeziehung	30
2.3.2 Eltern-Kind-Beziehung	32
2.3.3 Geschwisterbeziehung	39
2.4 Familie in der mehrgenerationalen Sichtweise	39
Zusammenfassung	42
3 Zentrale Aspekte des demografischen und historischen Wandels und Familien heute	43
3.1 Demografischer Wandel	43
3.2 Historischer und kultureller Wandel von Familie in Deutschland	47
3.2.1 Traditionelle Familien	47
3.2.2 Die bürgerliche Familie	48
3.2.3 Die Arbeiterfamilie	50

3.3	Familie und Familialität heute: „Pluralisierung der Lebensformen“ – kulturelle Dominanz der Familie der neuen Mittelschicht?	51
3.3.1	Zur dominanten Familienkultur der „neuen“ Mittelschicht	52
3.4	Kultureller bzw. gesellschaftlicher Ausschluss der Familie der Unterschicht	57
3.4.1	Wer gehört zur neuen Unterschicht?	59
3.4.2	Charakteristika der Familien der (neuen) Unterschicht	60
3.5	Schlussfolgerungen für die Soziale Arbeit	61
	Zusammenfassung	62
Schlussbetrachtung		63
Anhang		
A.	Bearbeitungshinweise zu den Übungen	64
B.	Lösungen der Aufgaben zur Selbstüberprüfung	68
C.	Glossar	71
D.	Literaturverzeichnis	73
E.	Weiterführende Literatur	77
F.	Abbildungsverzeichnis	78
G.	Sachwortverzeichnis	79
H.	Einsendeaufgabe	81

Einleitung

In dem Studienheft zur Familiensoziologie kommt Familie als *zentraler* Gegenstand der Sozialen Arbeit zur Geltung. Familie ist für die Soziale Arbeit in jedem Handlungsfeld ein zentraler Bezugspunkt des fachlichen Handelns: entweder als direkter Bezugspunkt, wenn die Familie Klient ist, etwa im Kontext sozialpädagogischer Familienhilfe. Oder indirekt, wenn es um das Verstehen von Problemen und Krisen von Personen geht, die die Soziale Arbeit als Klienten adressiert. Denn für das Verstehen und Erklären von biografischen Bildungsprozessen ist die Herkunftsfamilie immer die zentrale und wichtigste Dimension. Erstens, weil Identitätsbildung und Entwicklung von Handlungsfähigkeit familiär begründet sind, und zweitens auch noch, weil Kinder und auch weitgehend noch Jugendliche gesellschaftliche Rahmenbedingungen ebenfalls gefiltert durch die Familie erleben, d. h. wesentlich durch ihre Eltern und ggf. noch durch andere familiäre Personen (Großeltern oder wichtige andere erwachsene Bezugspersonen, die ihnen familiär, also wie Familie, sind). Wenn die Eltern diese Filter- und Gestaltungsfunktion nicht realisieren können, also Kinder und Jugendliche einen Hilfebedarf haben, dann gilt der erste Fall, dann ist die Familie der Sache nach der Klient und die Kinder Teil des Klientensystems. Deshalb geht es aus einer professionalisierten fachlichen Perspektive immer, direkt oder indirekt, um Familie – deshalb dieses Studienheft.

In den folgenden Kapiteln werden Sie mit Grundlagen- und Fachwissen, zeitdiagnostischen Einsichten, aber auch kontroversen Thesen über den Gegenstand Familie vertraut gemacht und vor allem (hoffentlich) zum Nachdenken angeregt. Denn Sie sollten sich im Rahmen dieses Studienheftes vor allem auch mit Ihrer Sicht auf Familie auseinandersetzen.

Jeder, d. h. wir alle, sind Familienexperten: Jeder kommt aus einer Familie und bleibt sein Leben lang Kind seiner Eltern, auch wenn die schon lange tot sind. Das heißt, jeder hat eine Familie (deren Mitglieder man üblicherweise zum runden Geburtstag einlädt). Viele gründen selbstverständlich auch eine eigene Familie, „die“ Familie, die dann die Familie fortsetzt.

Die beiden Sätze verweisen bereits darauf, dass das Wort „Familie“ in der Alltagssprache Verschiedenes bezeichnen kann: (i) die *Herkunftsfamilie*, die die Eltern gegründet haben, (ii) die eigene *Gründungsfamilie*, aber auch (iii) die *erweiterte Familie* und deren Mitglieder, die Nichten und Neffen, Tanten und Onkel, Großcousins und -cousinen etc., die man zur *Familienfeier* treffen kann.

„Familie“ bezeichnet in allen drei Verwendungen immer eine Totalität, d. h. ein Gebilde, das eine Eigengesetzlichkeit besitzt und Angehörige potenziell immer völlig (d. h. auch und vor allem emotional) in Beschlag nehmen kann – und phasenweise, etwa als frisch gebackene Eltern, auch nimmt. Abgesehen vom Partner, den man sich ja in der hiesigen Kultur grundsätzlich freiwillig aussucht, wird man Angehöriger einer Familie nicht aus freien Stücken, man wird in sie geboren. Das heißt, Familie ist auch ein, vielleicht sogar *der* Ort der radikalen Fremdbestimmtheit und des Zwangs. Zugleich ist Familie für die in ihnen geborenen Kinder hinsichtlich Identitätsbildung und kultureller Zugehörigkeit zentral. Wir alle haben unsere grundlegende Subjektivität, die uns zum autonomen Handeln befähigt, in der Familie – dem Ort der Fremdbestimmtheit – gebildet. Dieser Widerspruch steht im Zentrum der **Kernfamilie** als dynamischem Gebilde; u. a. diesen Widerspruch gilt es in diesem Studienheft genauer zu rekonstruieren und zu verstehen.

Es gibt in diesem Studienheft vermutlich eine Reihe Überraschungen und Anlässe zum Nachdenken für Sie, vielleicht mobilisieren Sie auch Widerstände gegen manches. Wie auch immer: Zentral ist, dass Sie sich einen *wissenschaftlichen Zugang* zu Familie verschaffen, der über Ihr bzw. unser aller alltägliches Expertentum in Sachen Familie hinausverweist und Sie so zur Selbstreflexion veranlasst. Denn unser aller Denken ist durch die Herkunftsfamilie geprägt, Ihre und meine Handlungssubjektivität ist in ihren Grundlagen durch die Herkunftsfamilie bestimmt. Sich dies klar zu machen und immer wieder eigene spontane Bewertungen und Einschätzungen zu reflektieren, ist für die sozialarbeiterische Fachlichkeit zentral.

Der Aufbau: Zum Einstieg werden Sie einen Überblick über (i) die grundsätzliche soziologische Annäherung an Familie und die heutige anthropologische Sicht auf das Phänomen Familie und deren Entwicklung erhalten. Emmanuel Todd hat diesbezüglich in den letzten fünfunddreißig Jahren die am meisten avancierte Theorie der menschengeschichtlichen Entwicklung von Familie vorgelegt. Im Anschluss werden Sie sich im dritten Kapitel einen Überblick über die beziehungs- bzw. strukturtheoretischen (universalen) Grundlagen der **Kernfamilie** u. a. unter Rückgriff auf Talcott Parsons Familiensoziologie erarbeiten. Dieses Begriffsgerüst ermöglicht es, Familie und die sie einbettenden und bedingenden Kulturen analysierbar und vergleichbar zu machen. Ferner verweist das Begriffsgerüst viertens auf die mehrgenerationale Sichtweise auf Familie und fallrekonstruktive Ansätze zu deren Erforschung; beides kann in diesem Studienheft nur kurz angezeigt werden. Im fünften und letzten Kapitel wird eine sehr knappe Skizze des historischen Wandels von Familie gegeben, in dem die zentralen demografischen Prozesse erläutert werden. Es schließt mit einigen zeitdiagnostischen Befunden und Thesen zur Familie heute.

Wie Sie dabei sehen werden, sind die Fächergrenzen zwischen Soziologie, Psychologie, Pädagogik, Anthropologie und Ethnologie bezüglich *Familie* bzw. (Erzeugung von) *Familialität* dem Gegenstand äußerlich. Ein wirklich tiefer und der Sache angemessener Zugang zu dem Gegenstand ist nur interdisziplinär zu gewinnen und notwendiger- (wie erfreulicher-)weise vor dem Hintergrund der verschiedenen Fachtraditionen und Denkweisen wie fachspezifischen blinden Flecken durchaus kontrovers. Dies hat für dieses Studienheft u. a. die Konsequenz, dass die Position der akademisch dominanten, quantitativ forschenden Familiensoziologie auch zur Geltung kommt, leitend aber ein mehr fallrekonstruktiver Zugang ist, ergänzt um historische und ethnologische Erkenntnisse.

Ein Satz zur Literaturlage: Falls Sie sich über dieses Studienheft hinaus mit Familie theoretisch befassen wollen, möchte ich nachfolgend drei zentrale Publikationen im Vorgriff anführen:

Zur Übersicht zur Familie in Deutschland heute lesen Sie gern zum Einstieg Rosemarie Nave-Herz: „Familie heute. Wandel von Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung“ (2019), das seit 25 Jahren (aktuell in siebter Auflage) vorliegt; sowie Rüdiger Peuckert, „Familie im Wandel“ (2019), das mittlerweile die neunte Auflage erreicht hat. Nave-Herz gibt einen gut zugänglichen wie auch kritischen Überblick über die *heutige soziologische wie mediale Sicht* auf Familie. Peuckert ist tatsächlich bemüht, den aktuellen Forschungsstand zu den jeweiligen Unter- und Einzelthemen rund um Familie jeweils aufzuarbeiten. Daher ist das Werk mittlerweile ziemlich dick und spiegelt die erwähnte quantitative Familiensoziologie wider.

Für den sozialpädagogisch zentralen, spezifisch krisen- wie strukturtheoretischen Zugang ist zur Übersicht Detlev Garz und Thorsten Raven: „Theorie der Lebenspraxis. Einführung in das Werk Ulrich Oevermanns“ (2015) zu empfehlen. Auf diese Bücher (und auch viele andere) wird nachfolgend immer wieder Bezug genommen.

1 Annäherung: Familie in grundsätzlicher soziologischer und anthropologischer Sichtweise

In diesem Kapitel gibt es als Erstes eine vorläufige Annäherung an den Gegenstand Familie. Dann gewinnen Sie zweitens einen groben Überblick über die grundsätzliche soziologische Thematisierung von Familie und drittens die heutige anthropologische Sichtweise auf das System Familie, seine Konstanz und Veränderungen. Insbesondere die Arbeiten Emmanuel Todds werden hierfür herangezogen. Sie können sich anhand des Todd'schen Familienmodells deutlich machen, dass der Gegenstand Familie eine kulturelle wie historische Tiefenstruktur aufweist, die weit über viele zeitgenössische Sichtweisen, Einstellungen und Behauptungen über Familie hinausgeht.

Da wir alle ja Kinder sind und aus einer Familie kommen, ist der Gegenstand Familie am schwersten von allen wissenschaftlich auf Distanz zu bringen und begrifflich einzurichten. Dieses Kapitel eröffnet Ihnen einen wissenschaftlichen Zugang zu Familie, indem es Begriffe anbietet, die es Ihnen ermöglichen, eine reflexive Distanz gegenüber dem Phänomen Familie einzunehmen.

1.1 (K)eine Definition von Familie

Eine anerkannte, einheitliche wissenschaftliche Definition, was Familie ist, gibt es *nicht*, weil Familie historisch und kulturell sehr unterschiedlich erscheint. Als Konsequenz kann man die Position vertreten, dass der eigentlich zentrale Begriff nicht „Familie“, sondern „*Familialität*“ ist. Dieser verweist auf die Gemeinsamkeit, dass alle Kulturen, egal wie unterschiedlich in ihnen Familie realisiert wird, immer Familialität erzeugen, welche, vor dem allgemeinsten Hintergrund der Zweigeschlechtlichkeit, den Kindern und damit der generationalen Abfolge haltgebende Strukturen eröffnet.

Was im Alltag bzw. vom Alltagsmenschen heute unter „Familie“ verstanden wird, ist auch unterschiedlich. So betreibt das Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung in den letzten Jahren ein Forschungsprogramm zu *Familienleitbildern* (Schneider, Diabaté & Ruckdeschel, 2015).

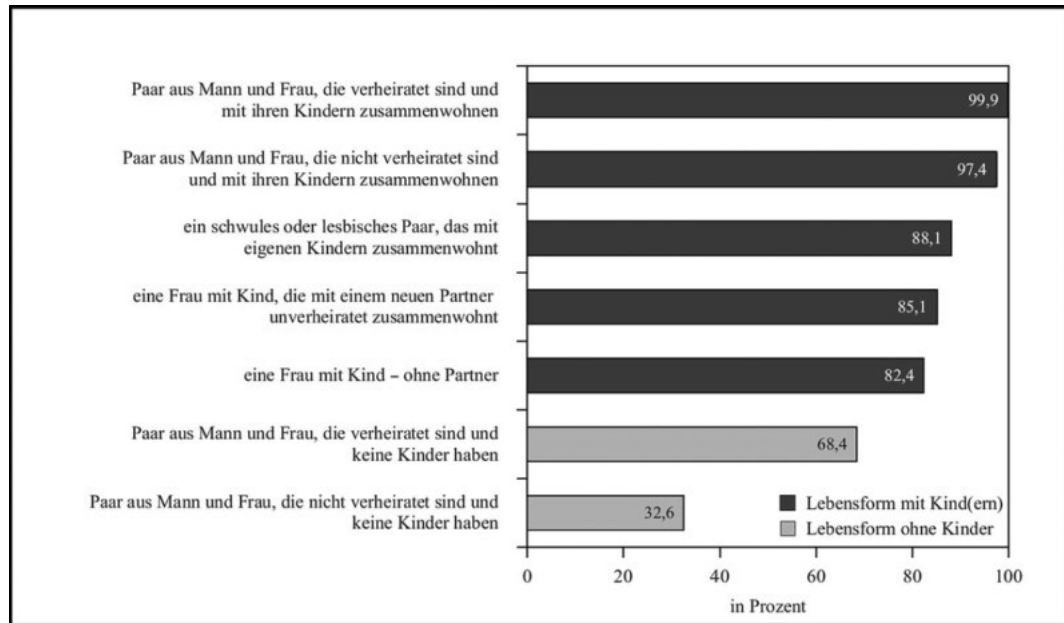


Abb. 1.1: Was ist Familie? Beurteilung vorgegebener Lebensformen; Zustimmung in Prozent (Lück & Ruckdeschel, 2015, S. 65)

Unstrittig ist mittlerweile, dass nicht nur verheiratete Eltern, oder Paare ohne Trauschein, sondern auch eine homoerotische Beziehung sowie Alleinerziehende mit einem oder mehreren Kindern eine Familie sind. Ein Paar, das „einfach so“ zusammenlebt, wird hingegen mehrheitlich nicht als Familie angesehen. Ein Ehepaar ohne Kinder liegt interessant dazwischen: Möglicherweise verbinden viele Befragte mit dem Eheschluss die Absicht, Kinder zu bekommen (und haben deshalb geheiratet).

Unter Familiensoziologen wird – angesichts der „Pluralisierung der Lebensformen“ bzw. Paar-Arrangements – der Generationenzusammenhang als das letzte bzw. eigentliche Charakteristikum von Familie gesehen: der dauerhafte, affektiv aufeinander bezogene Zwei-Generationen-Haushalt, in dem mindestens ein Elternteil und ein Kind lebt. Rosemarie Nave-Herz unterscheidet entsprechend anhand folgender drei Kriterien Familie von „anderen Lebensformen in einer Gesellschaft“, wie sie es ausdrückt (Nave-Herz, 2009, S. 15):



Definition 1.1: Zentrale Dimensionen und Funktionen von Familie aus heutiger familiensoziologischer Sicht:

- Die biologisch-soziale Doppelnatur (Reproduktions- und Sozialisationsfunktion);
- Besonderes Kooperations- und Solidarittsverhltnis;
- Generationendifferenzierung.

Diese Dimensionen und Funktionen sind für die Konzeptualisierung Sozialer Arbeit von zentraler Bedeutung, weil man über sie vor allem auch konkrete Interventionen im Klientensystem begründen kann, wenn es darum geht, zu klären und zu begründen, wo fange ich an, einen akuten Hilfebedarf in einer Familie anzugehen. Die Dimensionen daher nochmal im Einzelnen:

Die biologisch-soziale Doppelnatur verweist darauf, dass die von einem Paar durch Empfängnis ausgehende Kernfamilie sowohl die einzige Möglichkeit darstellt, kollektiv die Gattung zu erhalten, als auch der Ort ist, in dem Kinder, die nächste Generation, die Grundlagen ihrer Identität und Handlungsfähigkeit erwerben. Kinder sind in einem sehr elementaren Sinne vor allem auch so, wie ihre Eltern sind, weil sie sich lange vor allem mit ihren Eltern identifizieren. Kinder sind von Anfang an aber auch potenziell immer schon mehr. Damit dieses Potenzial sich entfalten kann, brauchen Kinder Familialität, die ihnen eine erste Identifizierung ermöglicht, und darüber vermittelt die Grundlagen der Identitätsbildung und Handlungsfähigkeit. Das sind die basalen Folgen des familiären Zusammenlebens, die als „Sozialisation“, alltagssprachlich als *Erziehung*, bezeichnet werden. Erziehung ist das „natürliche Recht“ und die „zuvörderst ihnen obliegende Pflicht“ der Eltern, wie Sie Artikel 6 des Grundgesetzes entnehmen können.

Das besondere Kooperations- und Solidarverhältnis der primären Vergemeinschaftung dient evolutionär, ganz simpel, dem Überleben bzw. Fortführen der Familie und damit der Gattung. Es stellt weiterhin das eigentliche Sozialisationsmedium dar, wenn man noch die emotionale Nähe und Affektivität in der Familie hinzunimmt. Die Dimensionen des Kooperations- und Solidaritätsverhältnisses finden Sie unten weitergehend erläutert (s. Unterkapitel 2.3).

Die Generationendifferenzierung ist eine Leistung der Familie, die sich rund um das Inzesttabu und seine Realisierung naturwüchsig einstellt. Das Inzesttabu ist natürlich begründet bzw. hat einen natürlichen Vorläufer in der instinktiven Inzestscheu. Es ist wesentlich aber auch ein kulturelles Phänomen. Bedroht ist die Generationendifferenzierung daher auch nur kulturell, wenn Eltern ihre Position als Erwachsene nicht füllen (können) und Kindern entsprechend inzestuös gegenüber treten, was sich nicht nur im Inzest im engeren Sinne äußert, sondern bspw. auch bei Anhängern eines „partnerschaftlichen“ Verhältnisses zwischen Eltern und Kindern, was heute gar nicht so selten anzutreffen ist. Das führt zu Problemen bei den Kindern solcher Eltern hinsichtlich Abgrenzung von den Eltern und eigener Positionierung (auch dazu weiter unten mehr).

Nochmal anders fassen Schneider et al. den heutigen Familienbegriff:

Definition 1.2:

Orientierte sich der Familienbegriff in den ersten Nachkriegsdekaden noch an der Ehe als maßgeblichem Kriterium, gilt seit dem späten 20. Jahrhundert jede Verantwortungsgemeinschaft zwischen Eltern und Kindern als Familie. (Lück & Ruckdeschel, 2015, S. 63)

„Verantwortungsgemeinschaft zwischen Eltern und Kindern“ ist eine sehr reduzierte Bestimmung von Familie, auf die sich die Soziologie minimal einigen kann. Daher halte ich es gerade für angehende Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter für wichtig, eine *zweite* Bestimmung von Familie an den Anfang dieser Studieneinheit zu stellen, die das *Innere* und damit die *Dynamik* der Familie fokussiert, zumal „Verantwortungsgemeinschaft“ vieles ausblendet. Denn erst ein angemessenes fachliches Verständnis von Familie kann die Grundlage für angemessene Diagnosen und Interventionen abgeben. Und, bei der Vielfalt an Haushaltsformen ist ja die Frage umso mehr, was die gemeinsamen Charakteristika von Familien sind.



Leider spielt die Dynamik der Familie derzeit eine untergeordnete Rolle als Gegenstand der Familiensoziologie, seit längerem geht es in ihr vor allem um die politisch ‚heißen‘ Themen wie Kinderbetreuung und Geschlechtergerechtigkeit. So wichtig diese Themen politisch sein mögen, so sind es eher Randphänomene, sofern es um familientheoretische Grundlagen gehen soll.

1.1.1 „Die Familie hat [...] die Liebe, zu ihrer Bestimmung [...]“

Das war nicht immer so: In der Rechtsphilosophie des Philosophen *Georg Wilhelm Friedrich Hegel* aus dem frühen neunzehnten Jahrhundert findet sich bereits eine in diesen Hinsichten weitreichende Familientheorie, in welcher das noch relativ neue Phänomen des bürgerlichen Erscheinens der Familie begriffen wurde, welches wiederum für die bürgerliche Gesellschaft nach Hegel zentral war bzw. ist.



Definition 1.3:

Diese zweite Bestimmung hebt darauf ab, dass die Familie ein *widersprüchliches*, daher spannungsvolles und dynamisches Gebilde ist, in dem die Liebe, die vom Paar ausgeht, das vereinende und tragende – oder eben entzweieude – Band ist.

Den dynamischen Widerspruch der Kernfamilie kann man in einer ersten Annäherung darin sehen, dass nur unter Bedingungen der radikalen Fremdbestimmtheit, nämlich in eine Familie geboren zu werden und als deren *Mitglied* aufzuwachsen, aus dem Kind eine Person wird, welche eine *Subjektivität* ausbildet. D.h., der Prozess der Individuierung beginnt in der Familie, in der zum einen das Kind am Anfang genau das ist, was die Eltern sind, und zum anderen zugleich immer schon auch als Person präsent ist (v. a. in den bewussten und unbewussten Phantasien der Eltern), die es (im gelungenen Falle) zukünftig sein wird.

Familie ist also einmal entindividuiierend, weil man in ihr bloß Mitglied ist. Das gilt für das Kind, aber auch für das Paar, welches Hegel auch als eine Einheit der Gatten (*eine* Person) betrachtet. Hegel artikuliert diesen von mir soeben angedeuteten Zusammenhang im § 158, dem ersten Paragraphen des ersten Abschnitts des dritten Teils, „die Sittlichkeit“, seiner Rechtsphilosophie wie folgt:

Die Familie hat als die *unmittelbare Substantialität* des Geistes seine sich *empfindende* Einheit, die *Liebe*, zu ihrer Bestimmung, so daß die Gesinnung ist, das Selbstbewußtsein seiner Individualität *in dieser Einheit* als an und für sich seiender Wesentlichkeit zu haben, um in ihr nicht als eine Person für sich, sondern als *Mitglied* zu sein. (Hegel, 1986, S. 307)

Wenn Sie manches in diesem Zitat nicht verstehen, seien Sie unbesorgt, das geht mir auch so. Um die „dunklen“ Stellen („... *unmittelbare Substantialität* des Geistes ...“) verstehen zu können, muss man Hegelianer sein und seine Geistphilosophie begreifen, was bezogen auf diese Passage m. W. noch nicht erfolgt ist. Aber auch ohne diese ist die Passage spannend für eine Theorie der Familie bzw. Familialität. Denn Hegel bringt die These zum Ausdruck, dass aus der empfindenden Liebe eine Gesinnung entsteigt, die zum Inhalt das Selbstbewusstsein seiner *Individualität* in dieser Einheit als *Mitglied* hat.

Das Argument ist also: Weil Familie absolut vereinnahmend ist, kann sie erstens die Grundlage für Identitätsbildung abgeben, und damit auch die Möglichkeit von Individualität und Freiseins eröffnen.

Fundament und Bedingung dafür ist, das hat Hegel begriffen, die *Liebe* als die *empfindende Einheit der Familie*. Diese ermöglicht dem geborenen Kind im Anfang u.a. die vollumfängliche Identifikation mit der Mutter und dem Vater und gibt ihm Halt. Das heißt, das kleine Kind ist in gewisser Weise das, was die Familie, d.h. vor allem seine Eltern und die möglicherweise vorhandenen Geschwister, ist. Dies ist bis heute der *natürliche* Ausgangspunkt des Prozesses der Individuierung, der für Hegel darin endet, dass das erwachsene Kind als Person die (Herkunfts-)Familie verlässt.

Dieser Widerspruch von „Mitglied zu sein“ und „frei zu sein“ hebt sich in der Familie auf, d.h. ist in ihr realisiert. Das bedeutet, man kann sich in der Familie frei erleben, von ihr getragen sein, weil man genau und vollumfänglich auch Mitglied in ihr ist, und von ihr bestimmt ist, eine Herkunft hat.

Diese widersprüchliche Dynamik ist universal in der Kernfamilie (d.h. der Triade aus Mutter, Vater und Kinder) *als Potenzial* angelegt.

Hinweis:

Eine familiäre **Triade** und deren Dynamik sind nicht auf deren naturwüchsige Form des gegengeschlechtlichen Paares beschränkt. So bilden bspw. zwei Frauen, welche eine homoerotische Beziehung unterhalten und von denen eine Mutter geworden ist, auch eine Triade.

Es gibt zwischen Paar mit Kind und homoerotischer Beziehung mit Kind auf anderen Ebenen freilich Unterschiede, die zu bestimmen eine aktuelle Forschungsaufgabe darstellt.

Inwieweit das dynamische Potenzial der **Triade** zur Entfaltung gebracht wird, ist stark kulturspezifisch. Insofern ist die Beschäftigung mit Familie immer auch eine mit verschiedenen Kulturen. Daher wird unter 3.2 auch auf Familienkulturen eingegangen. Auf die, hier im Vorgriff benannte, Dynamik der Familie werde ich im dritten Kapitel detailliert zurückkommen.

Insbesondere für die Sozialpädagogik folgt daraus bereits sehr Grundsätzliches:

Diese idealtypisch beschriebene Dynamik der Familie kann auch scheitern und anderes erzeugen, sodass Familie zum Ort der Verhinderung von Individuierung und der Not werden kann, sodass das Kind Hilfe braucht und ggf. in Obhut genommen werden muss. Allerdings ist dem Kind am besten geholfen, wenn der *Familie* geholfen wird, weil aus dem obigen Argument folgt, dass *Kinder noch keine Klienten* sein können, weil sie noch nicht autonom sind. Folglich und vielmehr *ist die Familie der Klient*, der ggf. unterschiedliche Hilfen braucht (das Kind Pflegeeltern und eine temporäre Trennung von den Eltern; die Eltern ggf. Therapie bzw. Biografiearbeit).

Ferner kann man sich klar machen, dass die Frage nach der Herkunft, d.h. nach den Eltern, *in jedem Bildungsprozess* früher oder später eine Rolle spielt. Ursprungsmanipulierte Kinder (Kinder von „Leihmüttern“, Kinder von Samenspendern) und deren (u.a. auch „soziale“) Eltern tragen in dieser Hinsicht eine spezielle Aufgabe mit sich, eben die Herkunft des Kindes zu klären. Das gilt für Kinder, die von Pflegeeltern erzogen werden oder im Heim groß werden, auch. Faktisch versuchen dies auch alle Kinder, die dies betrifft, irgendwann in ihrem Leben.

1.1.2 Die Kontraktions- oder Schrumpfungstheorie und ihre Probleme

Die Soziologie als Fach thematisiert von Anfang an, also seit Ende des 19. Jahrhunderts, vor allem Gesellschaftliches am Gegenstand Familie. Es gibt zwei zentrale Thesen, die eng zusammenhängen und immer wieder bis heute eine Rolle spielen: (i) Die Kontraktions- oder Schrumpfungstheorie der Familie (die eng mit der *Individualisierungstheorie* zusammenhängt) und (ii) die These vom Bedeutungsverlust bzw. Funktionswandel der Familie (die aufs engste mit der These von der *gesellschaftlichen Differenzierung* zusammenhängt).

Eine typische Behauptung vieler maßgeblicher Soziologen des 19. und 20. Jahrhunderts (u. a. Durkheim, König, Rüegg) bringt die Überzeugung zum Ausdruck, dass die Menschheitsgeschichte durch einen Prozess der *Kontraktion*, also Zusammenziehung oder Schrumpfung, der Familie geprägt sei. Damit ist gemeint, dass je weiter man zurück geht in der Menschheitsgeschichte, die Familienverbände größer und die einzelnen Familien stark in Sippe, Clan oder Stamm integriert gewesen seien. Irgendwie habe sich diese Integration bis heute aufgelöst, sodass die Drei-Generationen-Familie (Großfamilie) und schließlich die Kern- bzw. Kleinfamilie (Vater, Mutter, Kind[er]) übriggeblieben sei. Letztere, könnte man mit der Individualisierungstheorie zuspitzen, sei dann selbst nur noch ein temporäres Phänomen, und das einzelne Individuum die eigentlich zentrale gesellschaftliche Größe, seine Wünsche bestimmten sein Leben, damit einher geht dann auch die These von der „gestiegene[n] Pluralität von Familienformen“ (Nave-Herz, 2009, S. 13).

Viele akademisch unberührte Alltagsmenschen denken ähnlich über Familie. Ihre Sicht ist in der Regel aber auf einen kleineren Zeithorizont beschränkt. In dieser Sicht hätten früher, also vor 3 bis 5 Generationen, die Menschen bzw. ihre Vorfahren vorwiegend auf dem Lande in traditionell-bäuerlichen, mehrgenerationalen Familienzusammenhängen (Großfamilie) gelebt, dem „ganzen Haus“, im Gegensatz zu einem modernen Heute, in dem die Kern- oder Kleinfamilie dominiere.

Gemeinsam ist beiden Sichtweisen der Kontrast von:

Früher → Tradition → große Familie

heute → Moderne → kleine Familie

Um es kurz zu machen: An dieser Sicht ist wissenschaftlich nur sehr wenig haltbar.

Erstens ist das Schema „früher *Tradition*, heute *Moderne*“ nicht aussagekräftig. Im 18. Jahrhundert, also im Jahrhundert zwischen 1700 und 1800, bildete sich die bürgerliche Familie als radikal neue Realisierungsweise von Familialität heraus, die zahlenmäßig noch selten und von bestimmten ökonomischen Bedingungen abhängig war (dazu weiter unten mehr). Diese Familie galt den damaligen Zeitgenossen als modern! D. h., die Moderne als Epoche fängt hinsichtlich Familie im achtzehnten Jahrhundert an. Dies stellt den erklärenden Wert der heutigen Verwendung von „modern“ doch stark in Frage! Im Prinzip sagt „modern“ auf die Gegenwart bezogen nicht mehr aus als „heute“ bzw. „heutzutage“. Insofern handelt es sich eher um eine Redewendung, die nichts erklärt, und die Sie hellhörig und wachsam machen sollte, sobald Sie plumpe Gegenüberstellungen von: heute = modern und früher = Tradition hören oder lesen!

Zweitens und inhaltlich für den Begriff der Familie wichtiger ist, dass die Schrumpfs- oder Kontraktionsthese in ihrer grundsätzlichen Lesart nicht haltbar ist. Man muss sie stark ausdifferenzieren und einen neuen Anfang hinzufügen, dann sind manche Aspekte der These haltbar.

Auf den Anfang von Familie komme ich im Unterkapitel 1.2 zu sprechen.

Die These vom „ganzen Haus“ ist nur mit Einschränkungen und nur bedingt haltbar. Die These vom ganzen Haus besagte lange Zeit, dass die zentrale ländliche Siedlungsform des „ganzen Hauses“ darin bestand, dass eine bäuerliche Großfamilie, d. h. die Kernfamilie plus manche unverheiratete Familienangehörige, insbesondere Geschwister der Elternteile, ggf. Großeltern auf dem Altenteil, plus Gesinde (Knechte und Mägde) in einem großen Bauernhof gelebt habe. Dies sei die prägende bäuerliche Lebensform seit dem späten Mittelalter gewesen.

Seit knapp 30 Jahren setzt sich unter den Familienhistorikern eine andere Sichtweise mehr und mehr durch, die besagt, dass die Großfamilie als Bewohner des ganzen Hauses mehr ein Ideal als Realität gewesen ist, welches nur relativ wenigen privilegierten und wohlhabenden Bauern vorbehalten war und daher eben empirisch nur relativ selten vorkam (Mitterauer, 1994).

Zieht man die übertriebene Größe ab, so bleibt die These vom ganzen Haus in dem Sinne übrig, dass das Familienleben immer auch Wirtschaftsleben war und eben im ländlichen Raum an einen Bauernhof (im städtischen Leben der Handwerker an die Werkstatt) gebunden war. Die meisten ganzen Häuser waren *kleine* ganze Häuser, in denen wenige Personen, oft nur eine Kernfamilie lebte, die entsprechend aus 3 bis 7 Personen bestanden. Die Industrialisierung und Massenwanderung in die Städte führte im deutschsprachigen Raum ab Mitte des 19. Jahrhunderts zu einem tiefgreifenden Wandel für die große Mehrheit der damals Lebenden, dazu weiter unten mehr.

Übung 1.1: Selbstreflexion

Überlegen Sie bitte: Wie haben Sie mit ihren Eltern gewohnt? Wie Ihre Großeltern, wie Ihre Urgroßeltern? Gab es großfamiliäre Wohnformen? Kommen Ihre Vorfahren vom Dorf, aus einer Klein- oder Großstadt?

Wenn Sie dies nicht wissen, versuchen Sie herauszubekommen, wo und wie Ihre Großeltern und Urgroßeltern gelebt haben und was sie beruflich bzw. wirtschaftlich gemacht haben!



1.1.3 Bedeutungsverlust oder Funktionswandel der Familie?

Die Kontraktionsthese von der Auflösung der größeren Familienverbände hin zur Klein- bzw. Kernfamilie geht nun mit der These vom *grundsätzlichen Bedeutungsverlust der Familie* einher (bzw. ist die Kontraktion in dieser Sichtweise eine zentrale Dimension des Verfalls). Französische (Durkheim) wie deutsche (Diehl, Tönnies) Gründungsväter der Soziologie haben diese These vom Bedeutungsverlust der Familie letztlich alle in der einen oder anderen Variante vertreten. Diese These ist die zweite zentrale der Familiensoziologie.

Die These vom Bedeutungsverlust besagt, dass die Familie im Verlauf der Zeit, insbesondere des rasanten 19. Jahrhunderts, im Zuge der Auflösung der *ländlichen Subsistenz* als zentrale Wirtschaftsform, der zunehmenden Verstädterung und der rechtlichen Einführung der Scheidung (zunächst den protestantischen Staaten) einen immensen Bedeutungsverlust erlitten habe und daher in die Krise geraten sei. Diese „These“ hat oft einen kulturkritischen Hintergrund und ist stark vom Wissenschafts- und Begriffsverständnis ihrer Autoren abhängig.

Die nach und nach entwickelte, funktionalistische ‚Gegenthese‘ zu dieser These lautete (und lautet), dass es *nicht* ein Bedeutungsverlust der Familie sei, den man beobachten könne, sondern ein *Funktionswandel* der Familie. So müsse die Familie nicht mehr die traditionellen Aufgaben (Subsistenz sichernde Wirtschaftseinheit) erfüllen, das sei zutreffend. Die Familie ist nicht mehr die *lokale gemeinschaftliche Einheit von Leben als Subsistenzwirtschaft*, wie es für *traditionelle* Kulturen tatsächlich üblich war bzw. ist. Die *bürgerliche (Kern-)Familie* habe diese Funktionen verloren, aber die folgenden *drei* neuen Aufgaben übernommen:

- Intensivierung der Emotionen, darüber vermittelt die Erzeugung einer Privatsphäre;
- Erziehung der Kinder als primär elterliche Aufgaben;
- Fokussierung auf formale Bildung.

Die *moderne Lebensweise* hat die bürgerliche Familie in gewisser Weise ab dem 18. Jh. hervorgebracht und damit die i. e. S. traditionelle Familienkultur revolutioniert.

Hinsichtlich der genannten Aufgaben kann man hier im Vorgriff sagen, dass sich die bürgerliche Familienkultur im Verlauf der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts als leitendes Modell durchgesetzt hat – um den Preis ihrer Auflösung bzw. Diffusion. Die Entstehung der, aus heutiger Sicht, ‚alten‘ Mittelschicht nach dem zweiten Weltkrieg war Ausdruck davon, denn die genannten Aufgaben sind charakteristisch für die Familie der alten Mittelschichtkultur gewesen. Wie man den jüngsten Wandel von Familie seit 1968 deuten kann bzw. muss und was die neue Mittelschichtkultur ausmacht, wird weiter unten thematisch werden (siehe Kapitel 3).

Die Verfallsthese sowie die These vom Funktionswandel haben, trotz aller Detailkritik, auch beide ihre Berechtigung. Beide Thesen gehen, wenn sie *quantitativ-gesellschaftstheoretisch* aufgebaut sind, von einer Dominanz des Ökonomischen aus, dem die Familie sich je historisch anpassen muss. Sehr drastisch ausgedrückt: Die kapitalistische Produktionsweise beruht nicht auf Familiensubsistenz. Ihre Protagonisten (Unternehmer) brauchen (und „verbrauchen“) viel mehr immer die einzelnen Mitglieder der Familie. Diese gesellschaftliche Top-Down-Perspektive liegt den meisten soziologischen wie historischen Studien zu Familie zugrunde. Sie überlagert allerdings den Blick auf die Tatsache, dass es immer *die einzelnen Kernfamilien* sind, die das Überleben einer Gemeinschaft bzw. Kultur auf elementarster Stufe sichern – vor 40 000 Jahren wie heute. Familien sind der Handlungszusammenhang, der die Kultur und den kulturellen Wandel (insbesondere in der Sozialisation der nächsten Generation in Gestalt der Kinder) erzeugt, ohne ein Bewusstsein für den Wandel und dessen Konsequenzen zu haben – sieht man einmal von den wissenschaftlichen Versuchen, diesen Wandel auf den Begriff zu bringen, ab.

Diese Betrachtungsweise impliziert u. a. das Argument, dass der kulturelle Wandel immer von einzelnen Individuen ausgelöst wird, und die Bedingungen dafür sind familiäre, insbesondere die Weise, wie die Individuen im familiären bzw. gemeinschaftlichen Rah-

men „groß gezogen“ worden sind. Diese Bottom-up-Sichtweise auf Familie ist methodisch mit fallrekonstruktiven Methoden verbunden und liefert Einsichten in die Wesenszüge von Familie. Für eine sozialpädagogische bzw. sozialarbeiterische interessierte Sichtweise auf Familie ist dieser fallrekonstruktive Zugang der wichtigere und wird daher im Studienheft stärker berücksichtigt.

Der Top-down-Zugang ist, wie bereits angedeutet, natürlich auch wichtig und seine statistischen Ergebnisse sind aufschlussreich. Er ist aber auch sehr viel anfälliger für oberflächliche Schnellschüsse, zeitgeistige Strömungen, Ideologien und partikulare Interessen, und daher immer auch etwas mit Vorsicht zu genießen. Zugleich aber ist er als Ausdrucksgestalt des akademischen, medialen und politischen Umgangs mit Familie heute interessant wie auch sehr mächtig und daher selbst wiederum soziologisch zu untersuchen.

Doch fangen wir jetzt mit dem Anfang der Familie an.

1.2 Das ursprüngliche anthropologische System der undifferenzierten Kernfamilie

Die anthropologische Forschung, die sich vor allem mit den noch existierenden Jäger- und Sammlerkulturen befasst, eröffnet Einblicke in den Anfang der Geschichte der Familie. Jäger und Sammler gibt es heute noch in Resten im südlichen Afrika (v. a. Botswana), die dortigen Gana-, Gwi- und Tsila-Buschmänner, die alle zur Sprachfamilie der Khosan gehören (Marshall, 1959), und im Amazonasgebiet.

Ich beziehe mich nachfolgend v. a. auf Emmanuel Todd, der in dem Buch „traurige Moderne“ (2018) den diesbezüglich aktuellen Forschungsstand der Anthropologie zusammenfasst.

Emmanuel Todd, geb. 1953, ist ein französischer Demograf, Soziologe und einer der interessantesten europäischen Intellektuellen. Eine Reihe seiner vielen Bücher sind auch auf Deutsch erschienen, zuletzt „Traurige Moderne“, auf das nachfolgend Bezug genommen wird. Die anderen Bücher über seine Familientheorie, insbesondere „La Troisième planète“ (1983) und „L’origine des systèmes familiaux“ (2011) sind leider nicht auf Deutsch erschienen. Stattdessen finden Sie seine intellektuellen Beiträge in deutscher Übersetzung. Ergänzt wird Todds Sicht von Erik Eriksons Denkmodell des Zusammenhangs von Familie, Kultur und Sozialisation.

Am Anfang der Menschheitsgeschichte standen demnach nicht komplexe Clans oder Stämme, wie die Geschichtsschreibung lange Zeit meinte, sondern *das ursprüngliche anthropologische System der undifferenzierten Kernfamilie*. Dieses besteht aus einer Kernfamilie, also einem Paar und dessen Kindern, dem sich zeitweilig weitere Paare (i. d. R. Geschwister) oder betagte Eltern anschließen können. Die Frau hat im Paar (unter Bedingungen der geschlechtsspezifischen Aufgabenteilung) eine gehobene, tendenziell egalitäre Stellung inne. „Gleichrangigkeit, Unterschied und ein Sich-Ergänzen bilden wahrscheinlich die Urkonstellation für beide Partner des Menschenpaares“ (Todd, 2018, S. 104).

Das Verwandtschaftssystem der undifferenzierten Familienkultur ist *bilateral* bzw. eben undifferenziert, da es den Verwandten von Mutter und Vater vom Kind aus betrachtet gleichrangige Plätze einräumt. Die Heirat erfolgt insofern *exogam*, als Partner außerhalb des Kreises von Cousinen und Cousins ersten Grades gesucht werden. Scheidung ist

möglich, ebenso Polygynie; sehr viel seltener Polyandrie. Die Familien von Brüdern und Schwestern konnten intensive Beziehungen unterhalten, welche die *lokale Gruppe* strukturierte und überhaupt auch hervorbrachte. In dieser Familienkultur war keine Beziehung vollständig stabil, Familien wie Individuen können sich trennen und erneut zusammenschließen; es gab keine Clan- und Stammesstrukturen.

Die Bewältigung der Lebensnot, also die Sicherung des Überlebens, war und ist der zentrale Bezugspunkt und Maßstab der Familienkultur. Die damit verbundenen kulturellen Techniken und individuellen kulturellen Dispositionen hängen letztlich je vom Habitat (Lebensraum) ab, und haben eine kulturspezifische *Sozialisation* zur Folge, welche die generationale Weitergabe der *Kulturtechniken* wie der je nötigen *Haltungen und Einstellungen* gewährleistet. Das gilt für die undifferenzierte Kernfamilie der afrikanischen Jäger und Sammler wie für heutige Familien in den Industriestaaten; heute allerdings mit einer gewissen Differenzierung nach Schicht- bzw. Klassenzugehörigkeit (Unterschicht, neue Mittelschicht, neofeudale Oberschicht).

Diese Jäger- und Sammlerkulturen waren herrschaftsfrei (*akephal*).

Die Entstehung von Herrschaft ging in einem zweiten Schritt mit der Entwicklung von *komplexeren Familien* einher. Die zentralen Bedingungen für beides sind: Entstehung von *Sesshaftigkeit* und die *Akkumulation von Besitz*; zwei Dynamiken, die i. d. R. Hand in Hand gingen. Ein interessanter wie historisch produktiver Spezialfall sind die nomadischen Viehhalter, die zwar Besitz, aber nicht zwingend Herrschaft und Hierarchie kannten, und eben nicht sesshaft waren. Das konfliktreiche Verhältnis von nomadischen Viehhaltern und sesshaften Bauern findet sich u. a. in Darstellungen des Alten Testaments (welches man auch anthropologisch mit Gewinn lesen kann).

Dieser Prozess der Herrschaftsbildung und Differenzierung der Familienformen geschah vielfach auf der Welt. Die Ergebnisse dieses familiären Differenzierungsprozesses kann man mit dem Modell von Emmanuel Todd als eine Abfolge von komplexer werdenden Familienformen begreifen. Datengrundlage dieses Modells ist die Auswertung solcher ethnologischen, anthropologischen wie volkskundlichen Darstellungen, welche die Kulturen und Gemeinschaften bis zum 19. Jahrhundert zum Gegenstand haben; also die Zeit umfassen, in der die meisten Menschen in ländlichen Räumen und in traditionellen Kulturen auf bäuerlichen Höfen lebten, welche es ggf. zu vererben galt.

Zur Auswertung des Materials fokussierte Todd die folgenden zwei Dimensionen bzw. deren vier Ausprägungen als Heuristik:



Definition 1.4:

- Erste Dimension: Geschwisterbeziehungen mit den Ausprägungen *Gleichheit* (Equality) oder *Ungleichheit* (Inequality).
- Zweite Dimension: Verhältnis der Kinder zu den Eltern mit den Ausprägungen *Autorität* (Authority) oder *Freiheit* (Liberty).

Die beiden Dimensionen realisieren sich empirisch in (i) den Residenzregeln, also wie die Generationen zusammen wohnen und bei wessen Eltern (oder allein) welche Kinder sesshaft sind, und (ii) den Erbschaftssitten bzw. dem Erbrecht.

Daraus ergibt sich folgende Vierfelder-Tabelle:

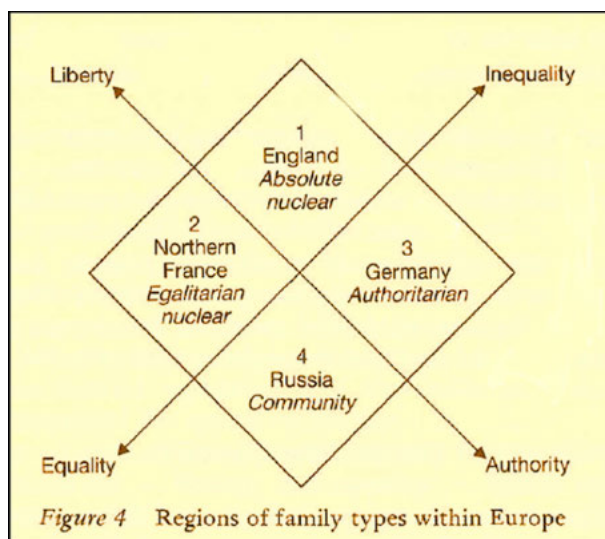


Abb. 1.2: Die zentralen Dimensionen und die vier zentralen Typen des Todd'schen Familienmodells (Todd, 1985, S. 10)

Diese Vierfelder-Tabelle bringt bereits das Familienmodell im Kern zum Ausdruck. Es sind in ihm vier zentrale Familienkulturen benannt.

Nachfolgend wird das Modell erläutert (s. die Übersicht in Todd, 2018, S. 56 ff., an der ich mich nachfolgend orientiere). Das Modell bringt eine Abfolge in der historischen Entwicklung zum Ausdruck, „die

- von der *absoluten und egalitären Kernfamilie* (Patrilinearität der Stufe 0) über
- die *Stammfamilie* (Patrilinearität der Stufe 1) und
- die *exogame kommunitäre* Familie (Patrilinearität der Stufe 2) bis zur
- *endogamen kommunitären* Familie (Patrilinearität der Stufe 3)

führt“ (Todd, 2018, S. 61).

1.2.1 Die Kernfamilien (Patrilinearität der Stufe 0)

Die absolute Kernfamilie

Die **absolute Kernfamilie** besteht aus dem Paar und seinen Kindern. *Die Kinder müssen als Erwachsene das Haus verlassen und unabhängige Haushalte gründen.* Weiterhin umfasst dieser Familientyp eine weitreichende bis absolute Testierfreiheit der Eltern, d.h., die Eltern können ihr Erbe beliebig aufteilen.

Dieser Typ prägt alle angloamerikanischen Länder (England [ohne Schottland], Vereinigte Staaten, Australien, Neuseeland und das englischsprachige Kanada).

Lediglich die englischen Herrschaftsfamilien (Tudor, Steward, Hannover, Sachsen-Coburg-Gotha [1917 in Windsor umbenannt]) folgten, wie alle Königshäuser, einem anderen, dem Stammfamilienkonzept, welches die Erbteilung verhinderte und einen Erben (der das ungeteilte Territorium erbte) als Thronfolger vorsah.

Die egalitäre Kernfamilie

Im Frankreich des Pariser Beckens, weiten Teilen Zentralspaniens und -portugals und im südlichen Italien dominiert ebenfalls die Kernfamilie. Es gilt in diesen Gebieten traditionell aber eine egalitäre Erbschaftsteilung zwischen allen Geschwistern, d. h., zwischen Töchtern und Söhnen wird diesbezüglich nicht unterschieden. Deshalb bezeichnet Todd sie als **egalitäre Kernfamilie**. Die Kinder müssen auch hier als Erwachsene das Haus der Eltern verlassen.

In beiden Varianten der Kernfamilie gelten die väterliche und die mütterliche Verwandtschaft als gleichwertig, die Eltern bzw. die Abstammung sind aber von sekundärer Bedeutung. Das Motto „ein jeder ist seines Glückes Schmied“ entspricht viel mehr dieser Kultur. Kulturell kann man die Familienformen der Kernfamilie, insbesondere die der absoluten Kernfamilie, als Grundlage für die Entstehung des Liberalismus, liberalen Individualismus und des Kapitalismus als Wirtschaftsform ansehen, u. a. weil in dieser Familienkultur der Besitz nicht ‚automatisch‘ an ein Konzept von familiärer Kontinuität gebunden wurde (wie bspw. in den Stammfamilienkulturen). Die Begründung von bestimmten Ideologien aus bestimmten Familienformen war übrigens der Ausgangspunkt der Forschungen Todds.

Die **egalitäre Kernfamilie** weist weiterhin eine Offenheit für politische und ökonomische Gleichheitsideologien auf; das Pariser Becken war die Brutstätte der französischen Revolution.

Die **absolute Kernfamilie** interessiert sich hingegen weniger für ökonomische Gleichheit als für die Idee des Wettbewerbs. Das meritokratische Prinzip ist eine englische bzw. US-amerikanische Erfindung. Gemäß diesem Prinzip sollen individuelle Leistung und Begabung über den Erfolg (= die gesellschaftliche Position) des Individuums entscheiden. D. h., die meritokratische Ideologie ist gegen die Idee der ständischen bzw. feudalen Vorbestimmtheit der gesellschaftlichen Position eines Individuums qua Geburt gerichtet. Zur Kritik der heutigen Folgen des meritokratischen Prinzips siehe Christopher Lasch (1995, S. 25–49).

Das meritokratische Prinzip ist für die Sozialpädagogik von zentraler Bedeutung, weil es für unser Bildungssystem spätestens seit den 70er-Jahren leitend sein soll (faktisch aber kaum ist).

Da die Kernfamilienformen keine weiteren Formen der familiären Bindung entwickelt haben, gelten sie als *Stufe 0 der Patrilinearität*. Es gibt weiterhin die *Kernfamilie mit temporärerer Koresidenz*, die eine mehrjährige Phase des Zusammenlebens von Kindern mit den Eltern vorsieht, bevor jene sich verabschieden und selbstständig werden: (i) Freiwählbar bei den Eltern des Mannes oder der Frau (Bilokalität), (ii) bei den Eltern des jungen Ehemanns (Patrilokalität) oder (iii) nur bei den Eltern der Ehefrau (Matrilokalität) (s. für deren Verbreitung, insbesondere in Indien: Todd, 2018, S. 57).

Die **absolute Kernfamilie** stehe von allen Familienformen, so Todd, der undifferenzierten Familie des menscheitsgeschichtlichen Anfangs am nächsten. Er sieht eine Kontinuität, die auch geografisch bedingt sei, denn die absolute Kernfamilie habe sich insbe-

sondere am äußersten Rande des eurasischen Raumes (Nordwesteuropa und Südindien) erhalten. Die differenzierteren Familienformen entwickelten sich hingegen zwischen diesen beiden Polen des eurasischen Raumes.

1.2.2 Die Stammfamilie (Patrilinearität der Stufe 1)

In der autoritären **Stammfamilie** gibt es gemäß dem *Anerbenrecht* einen *Alleinerben* (Ungleichheit), gewöhnlich den ältesten Sohn (manchmal auch der jüngste, manchmal auch die älteste Tochter). Er wohnt ‚dafür‘ mit seiner Frau und den Kindern bei seinen Eltern (patrilineare Sesshaftigkeit und patriarchale Autorität), sodass Haushalte mit drei Generationen entstehen können (u. a. das oben beschriebene „ganze Haus“). Die anderen Geschwister können, wenn der Hof es hergibt, auch als Erwachsene dort bleiben, dürfen dann aber keine Familie gründen. Im Normalfall ziehen sie aus, werden ggf. zeitweise Knechte und Mägde und gründen ggf., wenn sie genug gespart haben, eigene Haushalte.

Diese Familienkultur führte traditionell dazu, dass Söhne recht spät heiraten, und somit eine recht große Altersdifferenz für die Ehepartner typisch war. Sie erklärt auch die besondere Bedeutung des „ganzen Hauses“ als ihr Ideal.

Vorkommen: Japan, Deutschland, Korea, der Südwesten Frankreichs und Schweden (hier allerdings lt. Todd mit stark feministischem Einschlag). Feststellbar sind weiterhin in geringem Umfang auch **bilokale** (Erbe wird immer das älteste Kind) Stammfamilien: Baskenland, die Iban auf Borneo, Nordostjapan; ferner **matrilokale Typen der Stammfamilie** (die Garo in Assam, Nordportugal und auf einigen Ägäis-Inseln).

Die historischen **Stammfamilienkulturen**, insbesondere die deutsche bzw. deutschsprachige wie etwas später auch die japanische, waren enorm bildungsorientiert, wobei sie im deutschsprachigen Raum eine starke Bildungsungleichheit zwischen den Geschlechtern aufwies. So waren die Alphabetisierungsraten im 19. Jh. in Europa in den Stammfamilienkulturen am höchsten – unter den Männern, die Frauen lagen in den Stammfamilienkulturen weiter zurück als in den (bei den Männern ja zurückliegenden) Kernfamilienkulturen. Dies verweise, so Todd, auf die traditionell zumindest teilweise Schlechterstellung der Frau in dieser Familienkultur und eine beginnende *Patriliniarisierung*. Denn die Kultur der Stammfamilie basiert auf Autorität bzw. Hierarchie und Ungleichheit. Sie habe laut Todd, insbesondere im deutschen Fall, politisch anti-universalistische Ansichten zur Folge, und tendierte, wegen der Fixierung auf Autorität und Hierarchisierung, zu Asymmetrie und Fragmentierung.

Politisch waren (und sind) in den Gegenden und Ländern der **Stammfamilie** Ideologien dominant, die auf Werte und Praktiken der Autorität bzw. Hierarchie und Ungleichheit (bzw. Differenzierung) setzen. Die deutsche politische Geschichte kann man im Guten (das lange Bestehen des hl. römischen Reiches deutscher Nationen und der Föderalismus als dessen politisches Erbe) wie im Schlechten (bspw. die Wahl eines „Führers“ zum Kanzler, der dann 1933 das Parlament schließt, und die recht breite Akzeptanz bzw. zumindest Ignoranz gegenüber massiv rassistischer Programmatik) u. a. auch auf diesen Familientyp und seine kulturellen Werte zurückführen.

Todd geht davon aus, dass – trotz des heutigen weitgehenden Verschwindens des (i) Prinzips der Ko-Residenz der Generationen sowie der (ii) erbrechtlichen Gleichbehandlung in der Stadt – „die Werte Autorität und Inegalität seltsamerweise den Untergang der großen bäuerlichen Haushalte, wo sie deutlich erkennbar waren, durchaus überlebt haben“ (2018, S. 58). Im Abschnitt 1.2.4 komme ich auf die These der Kontinuität zurück.

1.2.3 Die exogame und die endogame komunitäre Familie (Patrilinearität der Stufen zwei und drei)

Die exogame komunitäre Familie

Die **exogame komunitäre Familie** beruht auf Gleichrangigkeit zwischen Brüdern und einem generellen Prinzip männlicher Höherrangigkeit. Die Söhne bleiben idealerweise alle (*kommunitär*) beim Vater und suchen sich ihre Bräute außerhalb der Herkunftsfamilie (*Exogamie*). Als Bräute werden die Töchter zwischen patrilinearen Familienverbänden (Clans) quasi „getauscht“. Nach dem Tod des Vaters wird das Erbe mehr oder weniger rasch unter den Brüdern *zu gleichen Teilen* aufgeteilt. In diesem System stehen alle Männer über den Frauen.

Vorkommen: Balkan, China und Russland. In Russland sei, so Todd, ein starkes feministisches Element enthalten. Ferner gibt es **matrilokale komunitäre Varianten** (die Hopi des Südwestens der USA), sowie eine **bilokale komunitäre Variante**, insbesondere in Frankreich am Nordwestrand des Zentralmassivs und in Nordindien, wo Todd ein extrem hohes Maß an Antifeminismus realisiert sieht.

Wie bei der Stammfamilie haben, so Todd, die latenten Werte (Gleichheit und Hierarchie bzw. Autorität), die hinter dieser Familienform stehen, den Untergang der bäuerlichen Haushalte des 19. Jahrhunderts überdauert. Er zieht vor allem die Verbindung zu solchen kommunistischen Ideologien, die – ausgehend von einem starken Führer – Gleichheit für alle versprechen.

Die endogame komunitäre Familie

Als dritte und letzte Stufe der Patrilinearisation (das männliche Prinzip erreicht hier die stärkste Betonung, Frauen werden am wenigsten Individualrechte eingeräumt), folgt die **endogame komunitäre Familie**.

Auch in ihr gilt (wie im traditionellen Russland oder China) das Ideal der Verbindung eines Vaters mit seinen Söhnen. Das Heiratsmuster ist allerdings *endogam*, weil Wert darauf gelegt wird, dass die Kinder zweier Brüder (also Cousins und Cousinen) nach Möglichkeit Ehen miteinander schließen. Die Eheschließung zwischen den Kindern zweier Brüder steht für die Stärke und Dauerhaftigkeit von deren Zuneigung zueinander. Diese horizontale Achse begründet den Zusammenhalt der arabischen Familie. Der Familientyp der **endogamen komunitären Familie** ist der stabilste und weist der Familie kulturell den höchsten Stellenwert aller Familienformen zu. Ist der ideale Cousin nicht vorhanden, so sollte die Tochter einen entfernteren Cousin heiraten.

Verbreitung: Arabische Welt (inklusive Nordafrika), Türkei. Im Kern der arabischen Welt bewegt sich der Anteil der endogamen Ehen (Cousinenheirat) heute um 35 Prozent. Im Iran, in Ägypten oder im Maghreb liegt er bei 25 Prozent, während er in Pakistan bei 50 Prozent liegt (Courbage & Todd, 2008, S. 62).

Die endogame komunitäre Familie spielt im Zuge der Migration mittlerweile eine Rolle in Europa. Hier wirkt sie wie ein Kontrastmittel gegenüber den Kern- und Stammfamilienkulturen, in denen dem Individuum ein viel höherer Stellenwert zugeschrieben wird als der Familie. Hierin kann man einen Anlass für Islamophobie sehen.

Gleichheitsideologien sind mit dieser Familienkultur auch vereinbar, viele arabische Staaten weisen sozialistische Episoden nach ihren Unabhängigkeiten auf, die in vielen Ländern von den Gerechtigkeitsidealen der Muslimbruderschaften abgelöst wurden.

Übung 1.2:

Diskutieren Sie die folgenden drei Äußerungen bzw. Formulierungen im Lichte der Ihres Erachtens vermutlich zugehörigen Familienkultur. Überlegen Sie bitte zweitens, von wem die Äußerungen bzw. Formulierungen stammen könnten.

- a) „... nur die politische Partei der Arbeiterklasse, d.h. die kommunistische Partei, [ist] imstande [...], eine solche Avantgarde des Proletariats und der gesamten werktätigen Masse zu vereinigen, zu erziehen und zu organisieren [...] und [...] durch das Proletariat alle werktätigen Massen zu leiten. Anders ist die Diktatur des Proletariats nicht zu verwirklichen.“
- b) „Die Erde gehört immer der lebenden Generation. Diese Generation kann die Erde und alles, was sie hervorbringt, nach Gutdünken zu ihrem Nießbrauch verwenden.“
- c) „Eine Weltanschauung, die sich bestrebt, unter Ablehnung des demokratischen Massengedankens, dem besten Volk, also den höchsten Menschen, die Erde zu geben, muss logischerweise auch innerhalb dieses Volkes wieder dem gleichen aristokratischen Prinzip gehorchen und den besten Köpfen die Führung und den höchsten Einfluss im betreffenden Volk sichern. Damit baut sie nicht auf dem Gedanken der Majorität, sondern auf dem der Persönlichkeit auf.“



1.2.4 Auflösung mancher Familienformen – Fortwirken der Familienkulturen?

Man kann auch am Todd'schen Modell viel kritisieren: Es ist sehr breit angelegt und neigt daher zur Verallgemeinerung und zur großen wie steilen These. Letzteres kann man als sehr französisch begreifen, und dies ist gründlichen und vorsichtigen deutschen Forschern traditionell eher zuwider. Auf der Ebene der historischen Details findet man viele Einwände. So gibt es insbesondere im Süden Deutschlands oft abweichende Praktiken der *egalitären* Erbteilung (der Realteilung), die regional zu kleinen Höfen und vielen Nebenerwerbslandwirten führte.

Die Länder, in denen die kapitalistische Produktionsweise voll zur Entfaltung gekommen ist, d.h. die im Fokus der Globalisierung stehen, weisen weiterhin eine weitgehende faktische Auflösung der dargelegten Familienformen auf. Das gilt insbesondere für die USA, aber auch Europa (insbesondere die ehemaligen Stammfamilienkulturen) und die urbanen Zentren der Globalisierung. An deren Stelle trete, so Todd, zunehmend wieder die *undifferenzierte Kernfamilie*, was ein Zurück zu den menschheitsgeschichtlichen Anfängen darstelle. Im Rest der Welt treffe man die traditionellen Formen noch an. Dies führt unter Bedingungen der Migration zu Mischungen mit den noch vorhandenen komplexeren Familienformen.

In Deutschland und den deutschsprachigen Ländern ist der Prozess der Auflösung der Form der Stammfamilie spürbarer als in den europäischen Kernfamilienkulturen, einfach, weil die Stammfamilie eine komplexere Familienform war und ihr Schwinden daher merkbarer ist als die Veränderungen in den Ländern mit Kernfamilien. Denn die reale Existenz der Familienformen scheint, insbesondere hinsichtlich der Stammfamilie, an die traditionellen Siedlungs- und Wirtschaftsformen gebunden.

Es wirft sich also die Frage auf, was am Dargelegten für angehende Sozialpädagoginnen und -pädagogen heute relevant und interessant ist.

Das Modell ist erstens relevant, weil die *kulturellen Werte* der Familienformen für ihre jeweiligen Verbreitungsgebiete (Regionen bis hin zu Nationalstaaten, aber auch in der Migration) bis heute eine erstaunlich hartnäckige Gültigkeit (Persistenz) haben.



Beispiele zum Fortbestand der Familienwerte:

So korrelieren Wahlergebnisse in Frankreich (welches am meisten verschiedene Familienkulturen aufweist) recht stark mit den (ehemaligen) Verbreitungsgebieten der Familienkulturen (zuletzt Todd, 2015, S. 198–225).

Weiterhin ist für die deutschsprachigen Stammfamilienkulturen eine innerfamiliäre Kinderbetreuung lange Zeit der Normalfall gewesen. Im deutschsprachigen Raum gab es lange viel weniger Kindergärten als etwa in Frankreich, einem politisch stark von der egalitären Familienkultur geprägtem Land. Deutsche Omas oder ‚Tanten‘ aus der Nachbarschaft, die ggf. kriegsbedingt keine Enkel hatten, haben daher in früheren Generationen oft täglich auf Enkel aufgepasst, sodass die Mütter halbtags arbeiten gehen und/oder den Haushalt und ggf. Garten machen konnten. Heutige Omas und Opas sind hingegen individualisiert und verfügen über Konsummöglichkeiten. Sie sind ferner mobiler als frühere Rentner (irgendwer muss ja die ganzen Kreuzfahrtschiffe bevölkern) und hätten gar keine Zeit, täglich auf Enkel aufzupassen. Insofern ist der aktuell ja immer noch erfolgende, massive Ausbau der organisierten frühkindlichen Betreuung auch und vor allem eine Folge und Ausdruck der Auflösung der Stammfamilie!

Drittens korrelieren die Familienkulturen mit den Geburtenraten: In Ländern mit Stammfamilienkultur sind diese seit den 70er Jahren *deutlich* unter denen der Kernfamilienkulturen (was vorher oft andersherum war) (Todd, 2018, S. 389).

Viertens findet man bis heute eine Reihe von Institutionalisierungsformen in rechtlicher und politischer Hinsicht, die diesen Familienkulturen entsprechen. So sind vor allem steuer- und erbrechtliche Aspekte zu nennen: In Deutschland etwa das Ehegattensplitting; in England und Wales (es gibt kein einheitliches britisches Erbrecht) weiterhin die dort nach wie vor geltende *Testierfreiheit* (d. h., es gibt keinen oder nur einen sehr geringen Pflichtteil für in direkter Linie Verwandte, also Gatten und Kinder).



Übung 1.3:

- a) Vielleicht fallen Ihnen noch mehr Beispiele ein, die im Zusammenhang mit der Stammfamilienkultur und ihren Werten der Autorität, Hierarchie und Ungleichheit, aber auch der generationalen Verbundenheit und Kontinuität zusammenhängen!
- b) Welchen Stellenwert hat die Familienkultur der endogamen kommunitären Familie für Migranten, die oder deren Eltern vor zwei oder drei Generationen aus dieser Familienkultur (Türkei, Syrien, Marokko) nach Deutschland eingewandert sind? Überlegen Sie beispielhaft.

Man kann sagen, dass diese Familientheorie sehr grundsätzlich neue Perspektiven eröffnet: So werden aus der Bottom-up-Perspektive Kulturen überhaupt erst material erklärbar – und nicht allein zum Spielball von Zuschreibungen und ideologischen Grabenkämpfen um vermeintliche „Leitkulturen“.

Ein Erklärungsproblem bleibt aber noch: Wie kann man sich angesichts des praktischen Schwindens der Familienformen die Beharrlichkeit ihrer Werte erklären?

Zwei Ebenen kann man hier unterscheiden: Die erste und naheliegende Erklärungsebene ist die der innerfamiliären und schulischen Sozialisation bzw. Weitergabe eines entsprechenden *Habitus* (Bourdieu). Neben dieser Form der Weitergabe gäbe es zweitens, so Todd, ein vielfältiges Spektrum von „schwachen“ Werten, Überzeugungen und Verhaltensweisen, deren Weitergabe auf ziemlich „harmlosen mimetischen Prozessen“ beruhe. Diese beiden Ebenen der Weitervermittlung widersprächen sich keineswegs, sondern könnten miteinander kombiniert und damit verstärkt werden. Wichtig sei zu verstehen,

[...] dass Werte, die lediglich schwach von ihren Trägern vertreten werden, auf der Ebene der Gruppe außerordentlich starke, widerstandsfähige und nachhaltige Strukturen hervorbringen können. Insbesondere ist es nicht nötig, dass ein Glaube intensiv von Individuen gelebt wird, damit er lange, manchmal unbegrenzt lange, auf einem Territorium weiterlebt. (Todd, 2018, S. 381)

Mit dieser zweiten Ebene liefert Emmanuel Todd zumindest ein Erklärungsangebot des Fortbestandes der ‚kulturellen‘ bzw. ‚nationalen‘ Werte nach dem Verschwinden der traditionellen Familienformen auch und unter Bedingungen der z.T. massiven Migration der letzten Jahrzehnte. Man kann mit diesem Modell bspw. die Anpassung der Töchter der Einwanderer (der zweiten Generation) aus einer endogamen Familienkultur (Türkei) an die niedrige Geburtenrate der „eingeborenen“ Deutschen betrachten (s. etwa Naderi, 2015, S. 322) – ein Erklärungsproblem, welches Demografen (Milewski, 2010) schon länger beschäftigt.

Das Todd'sche Familienmodell und die These von den schwachen individuellen Werten, die in der latenten kollektiven Summe dennoch für deren Fortbestand sorgen (ein Gedächtnis der Orte quasi), als Erklärung der nationalen kulturellen Differenzen ist kein Plädoyer für den Glauben an eine biologische Differenz der Nationen und ihrer Kulturen, sondern ein, m.W. der einzige, tragfähige soziologische Erklärungsansatz für die Entstehung und Fortdauer von nationalen kulturellen Differenzen in Zeiten einer für viele Leute stark abnehmenden subjektiven Bindung an Nation und Heimat. Todd dazu abschließend nochmals:

Eine der Konsequenzen des Modells, das die „schwachen individuellen Werte“ mit einem „starken kollektiven Wert“ verknüpft, ist weniger deprimierend. Das „Gedächtnis der Orte“ kann erklären, warum nationale Wesensmerkmale weiterleben, ohne dabei die Individuen zu verteufeln, ohne aus jedem Einzelnen einen entschiedenen Vertreter der Werte seiner Nation zu machen. Dank dieses Konzepts ist es eine Selbstverständlichkeit, das Fortbestehen einer deutschen, japanischen, russischen, amerikanischen, englischen, chinesischen, arabischen oder schwedischen Kultur zu akzeptieren, ohne auch nur eine Sekunde davon auszugehen, jeder Deutsche, jeder Japaner, Russe, Amerikaner, Engländer, Chinese, Araber und Schwede sei ein lebender, unwandelbarer Archetyp seiner Nation.

Nach der Trennung von seiner Gruppe driftet das Individuum sofort ab und entfernt sich von seiner Herkunftskultur, allerdings mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten. (Todd, 2018, S. 382)

Man könnte ergänzen, dass unter Bedingungen der Migration eine Verklärung und Beschwörung der verlassenen alten Heimat hinzukommen kann, die eine eigene Dynamik annehmen kann, die darin besteht, dass tendenziell eine Vergangenheit konstruiert wird, die mit der Realität in der alten Heimat nur wenig zu tun hat.

Zusammenfassung

Es gibt keine einheitliche Definition von Familie, weil sie in sehr unterschiedlichen Formen im historischen Verlauf erscheint.

Die Familiensoziologie konnte sich auf die folgenden drei Funktionen als wesentlich für Familien einigen:

- Die biologisch-soziale Doppelnatur (Reproduktions- und Sozialisationsfunktion);
- besonderes Kooperations- und Solidaritätsverhältnis (Solidaritätsfunktion);
- Generationendifferenzierung (generationale Ordnungsfunktion).

Emmanuel Todd hat eine Familientheorie entwickelt, die die Vielfalt der Familienkulturen in eine Abfolge bringen kann. Ausgangspunkt sind undifferenzierte Kernfamilien, die sich zu losen Gruppen zusammenfinden können, und als Jäger und Sammler leben. Die Buschmänner des südlichen Afrikas gelten als eine Ausdrucksform der frühen menschlichen Kulturen. Todd unterscheidet weiterhin die **absolute Kernfamilie** und **egalitäre Kernfamilie** als relativ wenig weiterentwickelte Familienformen (Stufe null der Paterilinearisation), die sich an den Rändern der eurasischen Platte, u. a. im Westen Europas, in Frankreich und England, erhalten haben. Als erste Stufe der Paterilinearisation begreift er die **Stammfamilie** (Deutschland, Japan), die sich durch eine beginnende Bedeutung des Mehrgenerationen-Familienzusammenhangs auszeichnet. Es folgen die **exogame kommunitive Familie** (Stufe zwei der Paterilinearisation) und die **endogame kommunitive Familie** (Stufe drei der Paterilinearisation). In ihnen kommt der mehrgenerationalen Familie ein zunehmender kultureller Stellenwert bei, der Stellenwert und Einfluss der Frau nimmt gegenläufig ab.

Diese traditionellen Familienformen befinden sich angesichts der Enttraditionalisierung in der Auflösung. Insbesondere die Stammfamilienländer sind davon betroffen. Man kann die stark gesunkene und dauerhaft niedrige Geburtenrate in Deutschland und Japan als Ausdruck dieser Auflösung begreifen. Übrig bleibt nach Todd die einfache Kernfamilie, wie in der Savanne Afrikas. Die Werte der Familienkulturen weisen hingegen eine interessante Beharrlichkeit auf, die Todd mit der Theorie der Persistenz der latenten Werte zu erklären versucht.

Aufgaben zur Selbstüberprüfung

- 1.1 Wie lauten die drei Funktionen von Familie nach Nave-Herz?
- 1.2 Was sind die beiden zentralen Dimensionen der Familientheorie Emmanuel Todds?
- 1.3 Wie lauten die vier Stufen der Paterilinearisation und welche Familienformen gehören jeweils zu diesen?
- 1.4 Wie könnte man erklären, dass sich Werte der traditionellen Familienkulturen, insbesondere der Stammfamilie in Deutschland, weitgehend erhalten, auch wenn die Familienkultur sich in der Auflösung befindet?

2 Strukturelle Familiensoziologie: Beziehungsstrukturen und -dynamiken von Familie und Familialität

Als zweites lernen Sie den strukturtheoretischen Zugang zum Gegenstand Familie kennen, der Beziehungsstrukturen und -dynamiken ins Zentrum stellt. Er ist bezüglich seiner Entstehung eng mit dem Namen des US-amerikanischen Soziologen Talcott Parsons verbunden, der nach dem zweiten Weltkrieg die Familiensoziologie in theoretischer Hinsicht auf das heute noch gültige Niveau hob; u. a. weil er Sigmund Freuds psychoanalytische Einsichten in sein Modell von Familie integrierte.

Sie werden in diesem Kapitel die zentralen Aspekte dieser beziehungsstrukturellen wie -dynamischen Grundlagentheorie der Kernfamilie kennenlernen. Die Theorie eröffnet ein grundsätzliches Verständnis von Sozialisation (s. die Studieneinheit „handlungstheoretische Grundlagen der Soziologie“) und erklärt grundsätzlich, was Familie leistet – und naturwüchsig auch nur Familie leisten kann. In gewisser Weise ist dieses zweite Kapitel daher das zentrale des Studienheftes.

2.1 Parsons' Grundlegung: Struktur der Kernfamilie

Talcott Parsons (1902–1979) versuchte die Familie der (heute kann man sagen: alten) Mittelschichtkultur der 50er Jahre der USA theoretisch darzustellen. Aus Emmanuel Todds Sicht handelt es sich bei der alten Mittelschichtfamilie in den USA um die Familie der dortigen Hochphase der absoluten Kernfamilie.

Parsons bestimmt die **Kernfamilie** als eine „Kleingruppe besonderer Art“, ordnet also Familie dem Begriff der Kleingruppe unter (Parsons, 1954, S. 75). Das ist für sich ein interessanter Zug, denn er entledigt sich so des schwierigen Erklärungsproblems (s. Todd), etwas zum anthropologischen Hintergrund von Familie und zum Verhältnis zeitgenössischer Familien zu diesem Hintergrund zu sagen. Er geht vielmehr von Ergebnissen der Kleingruppenforschung aus (hierzu insbesondere: Bales, 1953, S. 111–161).

Aus heutiger Sicht kann man sagen, dass neuere Ergebnisse von Analysen von gruppendynamischen Experimenten (s. dazu Amann, 2004, insbesondere die Kapitel I, 5 und II, 1) die Sicht Bales und Parsons auf Kleingruppendynamiken bestätigen.

Gruppendynamische Experimente beruhen in ihrer Grundvariante grob gesagt darauf, dass sich Erwachsene zu einem mehrtägigen Seminar zusammenfinden und genau eine Regel teilen: Es darf nur das *hier und jetzt* thematisiert werden; also nicht das vergangene oder zukünftige Leben. Was machen Sie jetzt drei Tage lang? Typischerweise entstehen im Verlauf des Seminars u. a. zwei Dynamiken, die Gruppenteilungen bzw. Aufgabenverteilungen zur Folge haben. Einmal die konflikthafte *Differenzierung in der Gruppe nach Führung und Gefolgschaft*, in der Regel unter Herausbildung von kleineren Gruppen, und zum anderen die Aufgaben der *affektiven Binnenregulierung* und der *Anpassung der Gruppe* an die äußere Situation (und die Regulierung der Beziehungen von Fraktionen bzw. Untergruppen untereinander).

Diese beiden Dimensionen hält Parsons für die theoretische Beschreibung von Familie für zentral. Die hierarchische Dimension der Machtausübung hat die beiden Ausprägungen *Führung* und *Gefolgschaft*. Die zweite Dimension, die Parsons in seiner komplexen

funktionalistischen (später systemischen) Theorie als „qualitative Funktionstypen“ bezeichnet, hat die Ausprägungen: (i) Regulierung des affektiven Binnenverhältnisses, welches Parsons als „**expressive Rolle**“ bezeichnet, und (ii) Anpassung an die Außenwelt, welche er als „**instrumentelle Rolle**“ bezeichnet (Parsons, 1954, S. 76).

Die beiden Dimensionen liegen quer zueinander, d. h., sie bilden eine Vier-Felder-Tabelle, die „Basic Role-Structure of the Nuclear Family“ (Parsons, 1955, S. 46).

M A C H T		Instrumentelles überwiegt	Expressives überwiegt
	Überlegen +	Instrumentell überlegen Vater (Ehe-)Mann	Expressiv überlegen Mutter (Ehe-)Frau
Unterlegen –	Instrumentell unterlegen Sohn (Bruder)	Expressiv unterlegen Tochter (Tochter)	

Abb. 2.1: Elementare Struktur der **Kernfamilie** (Parsons, 1955, S. 46, Übersetzung des Autors)

Wie Sie sehen, ordnet Parsons diesen Dimensionen die zentralen Dimensionen der naturwüchsigen Ordnung des Sozialen zu: Geschlecht und Generation: Kinder leisten den Eltern Gefolgschaft; Eltern sagen ihren Kindern, was ist und was sein soll. Frauen bestimmen, auch in den fünfziger Jahren, idealerweise (wenn das Einkommen des Mannes ausreicht), primär die Gefühlsregulierung innerhalb der Familie; Männer regeln die Anpassung an die Außenwelt, allein schon über die Teilnahme am Berufsleben.

Übung 2.1: Selbstreflexion

Überlegen Sie sich bitte: Wie sehen und erleben Sie diesen Aspekt persönlich? Gilt diese klare Zuordnung der „expressiven“ Dominanz zu Frauen und der „instrumentellen“ Dominanz zu Männern auch heute noch? Und: Wie sehen Sie die Differenzierung von Eltern und Kindern?



Parsons untersucht Familie in dieser Sichtweise vor allem hinsichtlich ihrer Leistungen für die US-amerikanische Gesellschaft, d. h. eine „moderne“, stark arbeitsteilige, stark differenzierte Gesellschaft. Familie erfüllt aus seiner Sicht eine Reihe von wichtigen, zentralen Aufgaben, die die Gesellschaft ‚am Laufen‘ zu halten. Primär natürlich: Kinder aufzuziehen, die als Erwachsene Funktionen übernehmen, und dafür Haltungen und Einstellungen mitbringen, die die Gesellschaft benötigt. Diese Fokussierung Parsons auf das Erklärungsproblem gesellschaftlicher Reproduktion, würde ich sagen, erklärt, warum Parsons mit dem **Rollenbegriff** die Familie theoretisch zu bestimmen sucht. Faktisch thematisiert er damit der Sache nach kulturelle Einstellungen (Erziehungsziele, Vorstellungen von Familie, unterschiedliche gesellschaftliche Erwartungen an Männer und Frauen), die historisch bis zu einem gewissen Grad variabel sind. Parsons entwickelt ja „Großtheorien“ der Gesellschaft, die zunächst funktionalistisch und danach systemisch sind. Die Systemtheorie Niklas Luhmanns baut auf Parsons Arbeiten auf.

Allerdings ist die **rollentheoretische Begründung** der Familie bis heute ein großes Problem für die Soziologie und die Pädagogik, weil die elementarere Ebene der diffusen Vergemeinschaftung nicht berücksichtigt wird. Denken Sie bitte an die *Differenz* zwischen **diffusen** und **spezifischen** (rollenförmigen) **Sozialbeziehungen**!



Familienbeziehungen, Eltern-Kind-Beziehung und die Beziehung zwischen den Partnern (nachfolgend: Paar- oder Gattenbeziehung) sind primär **diffuse Beziehungen** in partikularen kleinen Gemeinschaften. Es gibt bezüglich des Paares und des Elternseins kulturelle bzw. gesellschaftliche Erwartungen, die man aus guten Gründen **rollentheoretisch** begreifen kann, diese Aspekte begründen aber nicht Elternschaft, Paarbeziehung und Geschlecht.

Die rollentheoretisch erklärbaren Aspekte sind etwas *Hinzukommendes*, d. h., man kann Familie nicht sinnvoll rollentheoretisch erklären. Wenn man dies versucht, dann kommt man zu einem formalen Organisationsmodell für Familie. Und formale Organisationen, also Unternehmen, *Aktiengesellschaften* etwa, sind grundsätzlich andere Gebilde als Vergemeinschaftungen wie Familien, Freundschaften oder auch autonome Nationalstaaten. Vater- oder Mutter-Sein, letztlich auch die Paarbeziehung (insbesondere wenn gemeinsame Kinder da sind) kann nicht gekündigt werden. Diese Beziehungen können schwer belastet sein, sodass es zu Abbrüchen kommt. Oder Eltern können den Erziehungsanforderungen nicht nachkommen, dann scheitern sie als Eltern und es kommt zur (temporären) Inobhutnahme. Schließlich kann man sich vom Gatten trennen. In allen diesen Fällen sind die Beziehungen (bzw. das Elternsein) *gescheitert*, aber sie bestehen fort. Eltern bleiben ein Leben lang Eltern ihrer Kinder, ihr Gatte oder Partner bleibt ein Leben lang ihr „Ex“, also der ehemalige Gatte oder ehemalige Partner.

Parsons waren diffuse Beziehungsdimensionen auch geläufig, er sprach dann von „diffuser Rolle“, etwa wenn er die Funktion der familiären Führerschaft *beiden* Eltern zuordnet, und diese als enge „Koalition“ der erotisch verbundenen (Ehe-)Partner begreift (Parsons, 1954, S. 77). Parsons wies der Erotik einen zentralen Stellenwert für das innerfamiliäre Geschehen in der Familie zu. Das ist eine sehr wichtige Einsicht gewesen! Die Realisierung der Erotik ist nach Parsons eng um das *Inzesttabu* organisiert bzw. wird das Inzesttabu praktisch durch die erlaubten und verbotenen Formen der Erotik in der **Kernfamilie** reguliert, worauf ich weiter unten zurückkomme.

Schließlich hebt Parsons auf die hohe Affektivität innerhalb der Familie ab (Nähe), die wichtig ist, u. a. auch für das Vertrauensverhältnis zwischen den Familienmitgliedern.

Talcott Parsons Familiensoziologie wurde für die deutschsprachige Familien- und Sozialisierungstheorie vor allem von dem Soziologen Ulrich Oevermann aufgegriffen (s. zur Übersicht, wie oben bereits erwähnt: Garz & Raven, 2015).

2.2 Die strukturelle Familiensoziologie als handlungstheoretische Integration von Familien- und Sozialisationstheorie (unter Rückgriff auf Mead, Freud und Piaget)

Oevermann verwendete Parsons Ausführungen erstens *handlungstheoretisch*. Dafür griff er auf George H. Meads Konzept des *social act* zurück und entwickelte ein entsprechendes mikrosoziologisches Forschungsprogramm, in dem Familie als primärer Handlungszusammenhang der Lebenspraxis untersucht wurde. Das heißt, er wendet sich methodisch in der Sozialisationsforschung weg von Fragebögen und Testverfahren und hin zur Erforschung bzw. Rekonstruktion von natürlichen Protokollen (Audio/Video) des familiären Lebens. Denn in familiären Handlungszusammenhängen erfolgt die primäre Sozialisation (= Sozialisation in der Herkunftsfamilie) des Kindes, sodass Familien- und Sozialisationstheorie notwendiger Weise verschränkt sind.

Die zentralen Verschränkungspunkte von Familien- und Sozialisationstheorie sind zweitens die Entwicklungskrisen der Sozialisation bzw. des Bildungsprozesses des Subjekts, welche ja auch immer Ablösungskrisen des Kindes sind. Deshalb wurden Sigmund Freud und dessen theoretischen Ansätze zum zweiten Bezugspunkt für die strukturelle Familiensoziologie. Drittens bedarf es für eine, dem Gegenstand des Bildungsprozesses des Subjekts angemessene Sozialisationstheorie der Einsichten Jean Piagets. Denn dieser arbeitete in seinem Werk vor allem das Prinzip der *sozialen Konstruiertheit* der mentalen bzw. kognitiven Strukturen des Subjekts (als des Denkvermögens) heraus. Piagets Begriff der Konstruktion ist kein radikaler oder absoluter Konstruktionsbegriff, sondern beruht immer auf *Erfahrungen* in der sozialen Realität und den vermittels dieser Erfahrungen angeeigneten, d.h. rekonstruierten, wie erschlossenen Regelmäßigkeiten, Prinzipien, Inhalten etc.

Diese insgesamt vier theoretischen Klassiker (Talcott Parsons, George Herbert Mead, Sigmund Freud, Jean Piaget) bilden den Rahmen für die nachfolgend in Grundzügen geschilderte Familientheorie.

Zentral für diese ist, dass sie von Familie als zentraler wie elementarster Einheit der autonomen Lebenspraxis ausgeht. Alle Menschen werden in **Kernfamilien** geboren (diese können weiter eingebettet vergemeinschaftet sein), alle Menschen haben eine Mutter und einen Vater. Das gilt tatsächlich für alle Menschen. Die bereits möglichen (wie ja noch sehr viel umfangreicher konstruierbaren) Sonderfälle der Reproduktionsmedizin sind vor diesem Hintergrund genau zu betrachten und nach meinem Dafürhalten auch auf diese Prämisse hin immer klärbar.

Eltern bzw. Elternteile versuchen, ihre Krisen selbst, also autonom, zu meistern. Familienleben ist allein schon deshalb per se krisenhaft, weil der Bildungsprozess des Kindes krisenhaft ist. Krisenhaft ist die Kernfamilie aber auch deshalb, weil sie einen Dynamismus in sich trägt, d.h. dynamisch ist. Zum Verständnis des Dynamismus ist es zentral, sich die Kernfamilie **triadisch** vorzustellen, also als Dreieck, welches auf der Spitze steht.

2.2.1 Kernfamilie als Triade

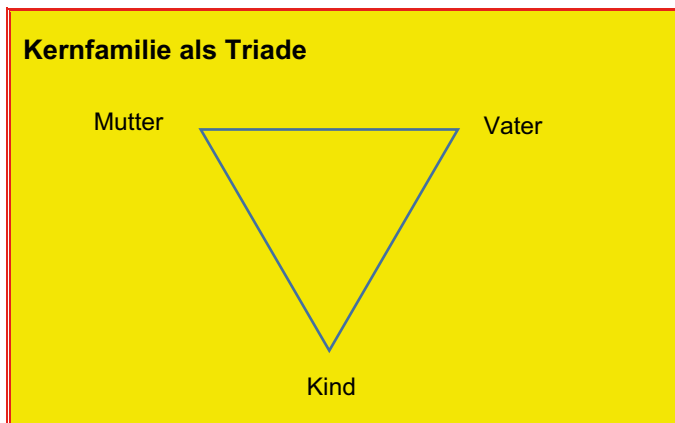


Abb. 2.2: Triade der Kernfamilie

Die **Triade** der Kernfamilie besteht aus *drei Dyaden* (Paar-Dyade, Vater-Kind-Dyade, Mutter-Kind-Dyade). Da die **Sozialbeziehungen** in der **Triade diffuse**, also solche zwischen ganzen Personen sind, und damit auf Ausschließlichkeit beruhen, wird immer einer oder eine ausgeschlossen. Der *Ausschluss* wechselt innerhalb der Triade. Hinzu kommt, dass die anderen Beiden gegenüber dem Dritten i. d. R. widersprüchliche Erwartungen hegen. Das gilt insbesondere für die Eltern bezogen auf das Kind. Ausschluss und unterschiedliche bis widersprüchliche Erwartungen erzeugen bei dem Kind eine emotionale **Ambivalenz** (Liebe und Hass). Für das Kind ist diese Ambivalenz von besonderer Bedeutung, dazu weiter unten noch mehr. Elternteile können aber auch ausgeschlossen werden. Es geschieht nicht selten nach der Geburt eines Kindes, dass die Mutter-Kind-Symbiose familiär im Vordergrund steht und der Vater als Gatte ausgeschlossen ist.

2.2.2 Die Paardynamik wird kulturspezifisch (gesellschaftlich) reguliert

Wie stark diese **Ambivalenz** zum Tragen kommt, ist vor allem kulturabhängig. Dies hängt davon ab, wie sehr in einer Kultur die Kernfamilie, streng genommen: das Paar, sich von der übrigen Vergemeinschaftung (bzw. heute Gesellschaft) absondern darf. Grundlage für die Freisetzung der Paardynamik im (früh-)bürgerlichen Milieu ist die Betonung der romantischen Liebe; sie wurde mehr zugelassen als in traditionellen Kulturen. Hollywood und seine Filme zehren bis heute von dem sogenannten „romantic love complex“, dem Paargründungsmythos!

Es gibt in Kulturen nun bezüglich dieser Paardynamik sehr unterschiedliche Regeln. In bürgerlichen Gesellschaften durfte und sollte die Kernfamilie sich innerhalb der Gesellschaft absondern. Es entstand die Privatsphäre, in der die Kinder, zumindest der bürgerlichen Familie, eine erhöhte Aufmerksamkeit und gesteigerte Erziehungsbemühungen erfuhren (mit den Folgen der Individuierung der Kinder und der Etablierung von Subjektivität als zentraler kultureller Wert).

In traditionellen Kulturen gab (und gibt) es auch alle drei Formen der Paar- bzw. Gattenliebe (*geschlechtliche*, *romantische* und *geistige*). Der Liebe wurde aber kulturell weniger Raum eingeräumt, weil anderes (v. a. kollektive Überlebenssicherung der Gruppe) im Vordergrund stand. So wurden in traditionellen Kulturen dem Paar (und damit der Erzeugung von u. a. Ambivalenz in der Kernfamilie) i. d. R. keine oder nur geringe Realisierungsmöglichkeiten eingeräumt. Bei den traditionellen Polareskimos etwa (Malaurie,

1979, S. 111, 132), die seit zwei bis drei Generationen nicht mehr so leben, gab es kulturelle Regeln, die dauerhafte Paarbeziehungen vermeiden helfen sollten. Der Sinn ist darin zu sehen, dass diese kleinen herrschaftsfreien (= akephalen) Gruppen einen hohen Zusammenhalt als Gruppe zur Überlebenssicherung bedurften, und Paarbildung eine Dynamik freisetzt, die Absonderung von der Gruppe und Individuierung des Subjekts erzeugt. Das wussten diese Kulturen, in ihren Mythen werden Absonderungen seitens eines Paares vom Stamm bzw. der Gruppe problematisiert. Eine gewisse Paardynamik und Absonderung sind freilich in allen Kulturen zu beobachten, sie wohnen dem Paar als Potenzial inne; sie wurden und werden kulturell, durch Gebote und Verbote, reguliert.

Diese Praxis der kulturellen Erwartungen an Paare bzw. Eltern gilt es evolutionär zu begreifen: Es handelt sich bei traditionellen Kulturen um solche, (i) die sich die Autonomisierung der Paarbeziehung und die damit zwangsläufig verbundene Absonderung des Paares und dann der Kernfamilie überlebenstechnisch nicht leisten können, weil die enge und im Zweifelsfall bis auf den Tod gehende Kooperationsbereitschaft zwischen den Gemeinschaftsangehörigen (etwa bei der gemeinsamen Jagd auf dem Eis) nicht gefährdet werden darf. Zweitens gibt es Kulturen (ii), die Polygynie (mehrere Frauen als Gattinnen) bzw. Polyandrie (mehrere Männer als Gatten) zulassen. Die Konsequenz ist, dass die Paarbeziehung dann in den Hintergrund tritt. Die Zurückdrängung der Paardynamik passt andererseits auch zur (meist patriarchalen) Konstruktion von Großfamilien bis hin zu Clanstrukturen (s. Todds Stufen der Patriarchalisierung).

Die heutige Mittelschichtkultur und ihre Familie gründen durchaus auf der bürgerlichen Familienkultur, weichen in zentralen Hinsichten aber von ihr ab. Insbesondere mindert die heutige Mittelschichtkultur den Stellenwert des Paares auf verschiedene Weisen sehr weitreichend: Die gesellschaftlichen Erwartungen an die Eltern lauten: Berufstätigkeit für alle; Fokussierung der „Freizeit“ (ehedem Familienleben) auf Bildungsoptimierung, Abnahme von traditionellen Vergemeinschaftungen – bei gleichzeitiger Isolation der Kernfamilie. Man kann sich vor diesem Erwartungshintergrund fragen, ob es in der heutigen neuen Mittelschichtkultur überhaupt noch Sinn macht, das Paar kulturell als Einheit („eine Person“, wie Hegel sich dies sehr idealistisch dachte) zu begreifen oder besser schon mehr als individuellen Identitätsaspekt, wie dies der französische Soziologe Jean-Claude Kaufmann tut, der von „Paar-Ich“ und „Individual-Ich“ spricht (Kaufmann, 2005, S. 98 f.).

Mütter hier und heute sollen weniger „bemuttern“ und mehr Karriere machen; Väter sollen mehr „bemuttern“ und weiterhin auch Karriere machen; die Geschlechter sollen sich angleichen. Damit geht faktisch die Tendenz einher, dass die Ausschluss- und Ambivalenzerfahrung der Kinder auch abzunehmen scheint, ein mehr partnerschaftliches Verhältnis bestimmt die Eltern-Kind-Beziehung. Kinder werden so, grob gesagt, *mehr auf Organisationstauglichkeit* hin sozialisiert. Die Werte Individuierung und Subjektivität treten damit kulturell zurück, organisiertes Funktionieren und Konsumieren hingegen in den Vordergrund (siehe Abschnitt 3.3.1).

2.3 Sechs Dimensionen diffuser Beziehungen in der Kernfamilie

In der Kernfamilie kann man nun zwei bzw. drei **diffuse Sozialbeziehungsformen** unterscheiden:

1. Paarbeziehung
2. Eltern-Kind-Beziehung
3. Geschwisterbeziehung(en)

2.3.1 Paarbeziehung

Folgt man Bruno Hildenbrand (2002, S. 762–764), einem weiteren Vertreter der strukturellen Familiensoziologie, so kann man sechs diffuse Merkmale der *Paarbeziehung* stichwortartig hervorheben:

Dimensionen der diffusen Paarbeziehung

- I. **Nicht-Rollenförmigkeit:** Alles muss in der Beziehung thematisch sein können (Basiskriterium der diffusen Sozialbeziehung).
- II. **Nicht-Austauschbarkeit:** Die Paarbeziehung gründet darauf, dass die Personen nicht austauschbar sind.
- III. **Erotische Solidarität:** Die Paarbeziehung gründet auf einer „Körperbasis“, d. h. einer gemeinsamen (genitalorientierten) Sexualpraxis.
- IV. **Affektive Solidarität:** Die Paarbeziehung gründet auf einer auf Dauer gestellten emotionalen Bindung der Partner aneinander.
- V. **Unbedingte Solidarität:** Die Paarbeziehung gründet auf einem grenzen- und kriterienlosen wechselseitigen *Vertrauen*.
- VI. **Solidarität des gemeinsamen Lebensweges:** Die Paarbeziehung ist ursprünglich zeitlich unbegrenzt.

Nachfolgend werden diese sechs Dimensionen erläutert und teilweise an Beispielen verdeutlicht.

ad I Zwischen den Partnern muss alles thematisch sein können. Wenn der Gatte ein Thema oder ein Anliegen des anderen ausschließen will, muss er oder sie dafür gute Gründe haben (es gibt aktuell Wichtigeres; wirklich nicht in der Lage zu sein, jetzt über etwas zu reden etc.).

ad II Sofern die Paarbeziehung als Handlungseinheit bzw. autonome Praxis kulturell erwünscht ist, gilt diese Regel. Man kann aktuell sagen, dass dies für die hiesige bzw. unsrige Paar- und Familienkultur gilt.

Es gibt aber „progressive“ Milieus, aber auch und vor allem ganze Kulturen, in denen der Austausch toleriert oder sogar gefordert wird (bei den bereits erwähnten historischen Polareskimos war dies so).

Das heißt, mit der zweiten Dimension bezieht sich die strukturelle Familiensoziologie auf das bürgerliche Paarmodell (dazu weiter unten mehr), welches das Paar als autonome Handlungseinheit betrachtet.

ad III Die erotische Solidarität des Paares beruht auf einer gemeinsam geteilten Sexualität. Parsons thematisiert die Sexualität des Paares treffend mit den Begriffen: „Giver and Taker of Pleasure“ (Parsons), wobei die Partner die Positionen des Gebenden und Nehmenden wechseln.

Wie exklusiv diese wiederum ist, hängt eng mit der Ausgestaltung anderer, insbesondere der zweiten Dimension, zusammen. Christlich, insbesondere protestantisch geprägte Kulturen schrieben und schreiben dem Paar ein Monopol der Sexualität zu. Das heißt, sexueller Verkehr außerhalb des Paares gilt in dieser Kultur als stark abweichendes Verhalten.

ad IV Die grundsätzliche affektive Solidarität kann sich in allen Gefühlslagen äußern. Liebe wie Hass sind in der Paarbeziehung (und der Familie) zu Hause. Konrad Lorenz zum Hass:

Ein Verhaltensmechanismus, der begrifflich scharf von der intraspezifischen Aggression getrennt werden muss, ist der Hass, der hässliche kleine Bruder der großen Liebe. Anders als gewöhnliche Aggression richtet er sich gegen ein Individuum, ganz wie es die Liebe tut, und wahrscheinlich hat er deren Vorhandensein zur Voraussetzung: Man kann wohl nur dort richtig hassen, wo man geliebt hat, und es, wenn man es auch ableugnen möchte, immer noch tut. (Lorenz, 1965, S. 306)

Gesunde Dauer hat das Paar freilich nur, wenn die Liebe überwiegt – den Hass aber auch irgendwie, etwa in Konflikten, integrieren kann.

Im Falle der Trennung der Partner, also im Falle des Scheiterns des Paares, stellen sich in der Regel negative Affekte ein, die dann oft lange Zeit nach der Trennung anhalten.

ad V „Unbedingte Solidarität“, also Vertrauen, ist, neben der gemeinsam geteilten Sexualität, das zweite zentrale Fundament der Paarbeziehung. Beide hängen eng zusammen. Diese Dimension kommt im Recht zum Ausdruck. Gatten können sich auf das Zeugnisverweigerungsrecht für nahe Angehörige (§ 52 Strafprozessordnung [StPO]) berufen. Wer nicht vertrauen kann, kann keine Intimität zulassen und kann keine Paarbeziehung führen.

ad VI Die Solidarität (oder Illusion) des gemeinsamen Lebensweges äußert sich darin, dass jede Paarbeziehung naturgemäß nicht mit einem Endtermin eingegangen wird. Würde man dies machen, also einer „frischen“ Beziehung von vornherein ein Verfallsdatum zuordnen, würde man sich und den oder die andere nicht ernst nehmen. (Wenn man mit jungen Studenten diskutiert, kann man hin und wieder hören, dass sie als Teenager solche Beziehungen geführt haben. Dass eine solche Einrichtung allerdings emotionale Konflikte vorgebeugt hätte, hat bisher noch keiner bestätigt.)

Streng genommen gilt dies auch für einen Ehevertrag, der das Eigentum der Ehegatten getrennt hält. Wenn solche geschlossen werden, ist Dimension fünf (Vertrauen) nicht gegeben, oder ein Partner ordnet sich und seinen Gatten unter die vermeintlichen Erfordernisse eines Familienvermögens unter, welches durch den Vertrag geschützt werden soll. Die Absurditäten eines Ehevertrages werden soziologisch sehr treffend und äußerst unterhaltsam in dem Film „Intolerable Cruelty“ (dt.: „ein unmöglicher Härtefall“) der Coen-Brüder ausgeleuchtet.

Bezogen auf die sechste Dimension kann man nun einwenden, dass die Unbegrenztheit ja empirisch oft nicht realisiert wird, es gibt viele Trennungen und viele Ehen werden geschieden. An diesem Einwand können Sie sich klar machen, dass Paarbeziehung und Familie immer auch die fiktionale Ebene des Ideals bzw. der Illusion umfasst, welche aber auch notwendiger Teil der Realität ist und diese strukturiert. Das Ideal der zeitlichen Unbegrenztheit ist sowohl eng mit der bürgerlichen Kultur als auch mit den psychischen Bedürfnissen des Menschen verbunden (welche ja auch bis zu einem gewissen Grad kulturell überformt sind). Wenn man dieses Ideal als Bestandteil der Realität anerkennt, dann kann man sich klar machen, dass die Trennung eines Paares ein *Scheitern der Paarbeziehung* darstellt. Scheitern liegt auf einer anderen Ebene als ein Vertragsende. Das heißt, einem möglichen Scheitern und dessen emotionale Konsequenzen kann man nicht durch eine formale Abmachung (d.h. einen Vertrag) vorbeugen, denn das Ende eines Vertrages ist sein zentraler Zweck. Das kann man über das Ende einer Paarbeziehung nicht sinnvoll behaupten.

Hier schließt sich der Kreis der sechs Dimensionen: Vertragliches Handeln ist per se rollenförmig, die Paarbeziehung das Gegenteil: Die Paarbeziehung beruht auf ihren diffusen Aspekten; sie ist dem Potenzial nach sogar die am meisten diffuse Beziehung, weil sie, zumindest unter den Bedingungen unserer Kultur, freiwillig eingegangen wird, d. h., Sie können sich Ihre Gattin oder Ihren Gatten selbst aussuchen.

2.3.2 Eltern-Kind-Beziehung

Für die Eltern-Kind-Beziehung gelten die sechs Kriterien auch – bis auf eine zentrale und zwei kleinere Einschränkung.

Errichtung des Inzesttabus ...

Den zentralen Unterschied gibt es natürlich hinsichtlich des Kriteriums drei: Die erotische Solidarität ist zwar grundsätzlich, insbesondere bei kleinen Kindern, auch in der Eltern-Kind-Beziehung gegeben. Denn Kinder kuscheln und schmusen mit ihren Eltern, setzen sich auf deren Schoß, wollen gekitzelt werden. Darauf hebt Parsons unter dem Begriff der Erotik ab.

Die familiäre Erotik ist aber seitens der Eltern *nicht* sexualisiert; in der Eltern-Kind-Beziehung ist Sexualität seitens der Eltern tabu. Die Eltern errichten gegenüber ihren Kindern das *Inzesttabu*, die Kinder erfahren darüber den Ausschluss aus der Paarbeziehung und damit aus einem fundamentalen Aspekt der Erwachsenenwelt. Die Eltern sind den Kindern in einer anderen Liebe zugetan, die man vorläufig Eltern-Kind-Liebe nennen kann. Manche Autoren, Hanus Papousek etwa, behaupten, dass diese Form der versorgend-schützenden, auch immer wieder gerührten, liebevollen Zuwendung zum Kinde seitens der Eltern (oder Erwachsener allgemein) auf angeborenen Kompetenzen beruht.

Wichtig ist es, dass Sie sich klar machen, dass wenn soeben von Sexualität die Rede war, *erwachsene Sexualität*, also eine gemeinsame Praxis von Erwachsenen (oder geschlechtsreifen Jugendlichen), die i. d. R. auf einen gemeinsamen, sich ergänzenden Sexualverkehr mit gegenseitiger Lustbefriedigung ausgerichtet ist, gemeint ist. Die kindliche Erotik hingegen beruht seitens des Kindes auf dem *infantilen Sexuellen* bzw. der infantilen Sexualität, wie Sigmund Freud die zweite seiner drei berühmten „Abhandlungen zur Sexualtheorie“ nannte.

Das infantile Sexuelle äußert sich in dem kindlichen Wunsch und leiblichen Verlangen nach Erregung in Verbindung mit Nähe und Zuwendung. Das heißt, die infantile Sexualität ist ein körperliches (erogene Zonen) und zugleich soziales Phänomen, das über die dyadische *Interaktion* zwischen Mutter (bzw. Vater) und dem Säugling lebensgeschichtlich in Gang kommt. Das heißt, Kinder empfinden im Umgang mit Erwachsenen Lust oder Erregung, einfach darüber, wenn Eltern oder Erzieher bspw. ein einjähriges Kind wickeln und dabei seinen After und Popo säubern, es dabei „knuddeln“ und schmusen und somit körperlich „manipulieren“. In solchen Handlungen findet die infantile Sexualität ihren intersubjektiven Anknüpfungspunkt.

Für Eltern sind solche und vergleichbare Interaktionen mit ihren kleinen Kindern i. d. R. auch lustvoll besetzt: Sie freuen sich, dass das Kind gedeiht („so ein Wonneproppen“) oder sie vielleicht sogar anlächelt beim Wickeln. Nur am Rande: Das infantile Sexuelle ist daher die Grundlage jeder erwachsenen Sexualität. Wenn das Eltern-Kind-Verhältnis nicht minimal lustvoll seitens der Eltern besetzt ist, das Kind also *nur* als Einschränkung und störende Pflicht seitens der Eltern gesehen wird, dann kann ein solches Individuum als Erwachsener Sexualität kaum als lustvoll erleben.

Inzestuöse Verhältnisse fangen aus dieser Sicht an, wenn Erwachsene infantile Sexualität als anschlussfähiges „Angebot“ erleben und aufgreifen. Dies kommt dann vor, wenn Eltern in dieser Hinsicht selbst keine entsprechende stabil abgegrenzte Sozialisation erfahren haben und mit ihren Eltern inzestuös verstrickt sind. Nehmen Sie als drastisches Beispiel: Ein Vater, der eine Erektion bekommt, wenn die fünfjährige Tochter zu ihm ins Bett krabbelt und mit ihm kuschelt. Solange der Vater dies aber als Problem realisiert, bewegt er sich in der gesellschaftlichen Normalität. Solch ein Vater könnte versuchen, sich von der Tochter eher fern zu halten, die Tochter liefe wechselseitig eher Gefahr, einen distanzierten Vater zu haben. Die inzestuöse Dimension kann sich auch auf anderem unbewussten „Gelände“ als dem sexuellen manifestieren. Wenn solche Elternteile in ihrem Kind oder anderen Kindern allerdings bewusst (Sexual-)Partner sehen, ist das Risiko, dass die Grenze zur sexuellen Gewalt gegenüber dem Kind überschritten wird, extrem hoch.

Die Eltern-Kind-Liebe ist seitens der Eltern nicht sexualisiert, die Gattenliebe beruht hingegen auf einem sexuellen Fundament. Kleinen Kindern ist die Differenz zwischen der Eltern-Kind- und Gattenliebe subjektiv nicht zugänglich, Das ändert sich mit der Pubertät bzw. in der Adoleszenz, wenn der oder die Jugendliche sich selbst sexuell erprobt. Dann sind Jugendliche bzw. junge Erwachsene in der Lage zu sehen, dass sie früher, als kleine Kinder, polymorph-pervers waren, wie Freud dies nannte, und Verbotenes begehrt haben. Aus dieser Sichtweise entsteht dann die subjektive *Dankbarkeitsverpflichtung* der Kinder gegenüber den Eltern, welche die sittliche Grundlage für den Generationenvertrag darstellt.



Aus sozialpädagogischer Sicht ist die Errichtung des Inzesttabus und die darüber vermittelte Generationendifferenz ein ganz wichtiger theoretischer Aspekt. Denn sofern Eltern sich gegenüber ihren Kindern nicht als Erwachsene abgrenzen und positionieren können, laufen sie Gefahr, sich mit diesen auf einer Ebene zu begreifen. Diese Nähe changiert dann zwischen Konkurrenz, die zwischen Kindern und Eltern ja absurd ist, und Identifikation der Eltern mit den Kindern. Beides sind Indikatoren für massive eigene sozialisatorische Traumatisierungen und daraus folgenden Erziehungsproblemen.

In gravierenden Fällen eingeschränkter oder nicht vorhandener Erziehungsfähigkeit liegen in der Regel entsprechende massive sozialisatorische Defizite bei den Eltern vor, die wesentlich darin bestehen, nicht generational positioniert zu sein, daher nicht erwachsen werden zu können, sondern mental ein kleines Kind zu bleiben, das dann die Erwachsenenwelt rein normativ und somit rollenförmig behandelt und das eigene Elternsein entsprechend betreibt. Anders ausgedrückt: Echte Beziehungen sind solchen Eltern nicht zugänglich, da ihre eigenen primären Bindungserfahrungen i. d. R. dysfunktional waren. Die Eltern können dafür erstmal selbst nichts, da ihre Handlungsweisen Folgen ihrer Erziehung sind, die sie als Kinder „genossen“ haben. Als Eltern wäre es aber die von ihnen erwartbare objektive Pflicht, zu erkennen, dass sie und ihre Kinder, also ihre Familie, Unterstützung benötigen. Subjektiv ist dies leider i. d. R. nicht der Fall, was dann der Ausgangspunkt der sozialpädagogischen Arbeit mit entsprechenden Eltern ist.

... und die Ausschlusserfahrung der Kinder

Für das Kind und seinen Bildungsprozess ist der Ausschluss des Kindes und seine damit verbundenen Ausschlusserfahrungen eine der zentralen Leistungen der Familie. Denn über den Ausschluss aus der Sphäre der Erwachsenen werden die Kinder auf sich zurückgeworfen. In dieser ambivalenten Entzweiungserfahrung liegt Autonomie begründet. Dabei wird die Sphäre der Erwachsenen nicht nur in der Sexualität realisiert. Ausschlusserfahrungen machen Kinder ja auch in anderen Gelegenheiten, etwa Ausschluss aus Kommunikation, wenn es um Erwachsenen-Themen geht, die die Kinder nichts angehen. Falls Sie Kinder haben, kennen Sie vielleicht folgendes Phänomen: Das Kind oder die Kinder können irgendwo in der Wohnung spielen, sobald ein Elternteil am Telefon redet, kommen die Kinder angelaufen und wollen auch mit dem Elternteil reden oder von ihm wissen, um was es geht. Hierin äußert sich die grundsätzliche Neugierde des Kindes gemischt mit der Sorge, aus etwas Wichtigem ausgeschlossen zu werden. Der wiederkehrende phasenweise Ausschluss verweist das Kind immer auch auf seine Autonomie.

Die zentrale Ausschlusserfahrung: die ödipale Krise

Die biografische zentrale Ausschlusserfahrung erlebt das Kind im Kontext der (nach Geburt und Lösung aus der Symbiose) dritten Ablösungskrise, der *ödipalen Krise*. Für diese Krise ist charakteristisch, dass das Kind anfängt, den Ausschluss als volle Ambivalenz zu erleben: Es (i) begehrt den gegengeschlechtlichen Elternteil; (ii) wünscht sich anstelle des gleichgeschlechtlichen Elternteils; (iii) Hass und Vernichtungsphantasien richten sich auf diesen Elternteil; (iv) das Kind entwickelt zugleich aber vor dem Hintergrund der Tatsache, dass es den gehassten Elternteil auch liebt, ihm gegenüber eine ambivalente affektive Haltung, ein schlechtes Gewissen.

Diese ambivalente Gefühlslage kann das ödipale Kind nicht mehr verdrängen oder von sich weisen, wie es noch das kleinere, präödipale Kind kann und tut, welches negative Vorstellungen (oder auch widersprüchliche Informationen und falsche Wissensbestände) verdrängt, sodass sie weg sind. Das ödipale Kind beginnt diese Widersprüche eben nicht mehr zu verdrängen, sondern insofern aufzulösen, dass es den eigenen Wunsch verneint und aufgibt. Dies nennen die Philosophen und Entwicklungspsychologen „*bestimmte Negation*“ (Brüggen, 2005, S. 114 f.), wozu Kinder im Zuge ihrer kognitiven Entwicklung ab ca. 5 Jahren potenziell in der Lage sind. Die ödipale Krise ist der nötige und konkrete Anlass zur bestimmten Negation, in der Akzeptanz der Einsicht, nicht im Paar der Eltern zum Zuge zu kommen und diesen Wunsch aufzugeben. Zugleich bilden

die Kinder i. d. R. einen unbewussten, optimistischen Wunsch, nämlich selbst eine solche Beziehung einst haben zu werden. Anders formuliert: Das Kind gibt in der Bewältigung der ödipalen Krise nach und nach den Wunsch, den konkreten Vater oder die konkrete Mutter zu „heiraten“ und „an die Stelle“ des konkreten Anderen zu treten, auf. An die Stelle dieses Wunsches tritt i. d. R. das Ideal, später jemanden zu heiraten, der oder die *so ist wie* Vater oder Mutter. In diesem „*so ist wie*“ kommt die hinzugewonnene Abstraktionsleistung zum Ausdruck.

Aus psychoanalytischer Sicht äußert sich diese Krise subjektiv bei den Kindern als Kastrationsangst. Es lohnt sich, diesen Begriff zu verstehen: Mädchen wie Jungen sind *gleichermaßen* von der ödipalen Krise betroffen – und auch gleichermaßen von der Kastrationsangst (in dieser zentralen Hinsicht sind S. Freuds Ausführungen zum weiblichen und männlichen Ödipuskomplex, Stichwort Kastrationsangst, zu ergänzen). Denn das Objekt der Kastrationsangst ist nicht primär konkretistisch der Penis, den das Mädchen nicht hat bzw. abgenommen bekommen hat, sondern ein *innerpsychisches*:

Objekt der Kastrationsangst ist die phallisch-narzisstische Integrität des Kindes zu Beginn der Hochphase der ödipalen Krise, es muss etwas aufgeben, nämlich v. a. den Wunsch, den gleichgeschlechtlichen Elternteil zu haben, und dabei die Ambivalenz zulassen und integrieren, den anderen, trotz des Hasses auf ihn, auch zu lieben; *und eine Haltung jenseits von Unterwerfung und infantilem Größenwahn zu finden.* (Reiche, 1990, S. 60; Hervorhebung des Autors)

Zu dieser Haltung von Mädchen und Jungen am Ende der ödipalen Krise gesellt sich eine Einsicht, die hinsichtlich Geschlechtsidentität sehr aufschlussreich ist, weil sie deutlich macht, dass Geschlecht nicht primär „Gender“, also eine gesellschaftliche oder kulturelle Rollenkonstruktion, ist. Wichtiger sind viel mehr die familiären Interaktionserfahrungen, die nicht auf Biologie („sex“) reduzierbar sind, wie vereinfachende Modelle der Geschlechterforschung argumentiert haben (und heute viele Autorinnen und Autoren, die die Geschlechterforschung oberflächlich rezipieren, immer noch argumentieren).

Familiäre Sozialisation als zentrale Ebene der Erfahrung von Geschlechtlichkeit

Präödipale wie ödipale Mädchen nehmen sehr wohl zur Kenntnis, dass sie etwas nicht haben, was die Buben haben, den Penis. Daraus ergibt sich nun aber keine wertmäßige Asymmetrie zwischen den Geschlechtern, wie Freud dies sah. Die Jungen stellen viel mehr einen anderen, in gewisser Weise ergänzenden, Mangel fest: Die Mädchen sind es, die später mal Kinder bekommen können, das ist Jungen bzw. Männern nicht möglich.

Diese Wahrnehmung wechselseitiger Unvollständigkeit des einzelnen Geschlechts hat nun nichts mit gesellschaftlichen Geschlechterrollen zu tun und verweist vielmehr auf eine Einheit in Verschiedenheit, also ein Ergänzungs- und Spannungsverhältnis, dem der sexuelle Dimorphismus zugrunde liegt. Der diesbezüglich hier zitierte Psychoanalytiker Reimut Reiche spricht von „Geschlechterspannung“, und dies nicht nur bezogen auf die Kultur, sondern das *einzelne* Individuum, welches immer beide Ausprägungen des Geschlechts vereint. Die zentrale Einsicht, dass *das* Geschlecht *in zwei Ausprägungen* erscheint, und zwar auf recht vielen verschiedenen Ebenen (identifikatorisch und sozialisatorisch hinsichtlich Identitätsbildung und Objektwahl, gesellschaftlich; aber auch neuronal, organisch, hormonell etc.), und daher viele unterschiedliche Kombinationen im einzelnen Individuum erscheinen können, ist leider im bornierten Siegeszug des

klassifikatorischen Denkens, also des Denkens in klar abgrenzbaren Kategorien, im akademischen Betrieb der letzten Jahrzehnte zurückgedrängt worden. Geschlecht als distinkte Kategorien zu sehen und sich darüber zu streiten, ob es nur zwei (autoritär) oder drei (progressiv) oder 15 (noch progressiver) Geschlechter gibt, ist für die hier vertretene Position ein primär politischer Diskurs, der nicht zum Verständnis von Geschlecht als zentraler Dimension des Sozialen und von Familie beiträgt.

In der hier vorgeschlagenen Sichtweise kann es viele unterschiedliche Kombinationen von geschlechtlicher Ausprägung auf den erwähnten Ebenen geben; echte Formen von extremen Mischungen (Intersexualität, Transsexualität) sind in der Regel mit psychischem und sozialem Leid verbunden, weil eine Kohärenz nicht gegeben ist, die der Person subjektiv den Weg zur Teilhabe am Leben erschwert.

Die Forderung einiger Autoren, dass die Geschlechtsidentität der Kinder möglichst lange offen gehalten werden solle, sodass sie sich selbst entscheiden könnten, wer sie sein und wen sie lieben möchten, ist angesichts von „Rollenzumutungen“ an Kinder, die ja vor allem über Konsum begründet sind (die fast schon sprichwörtlichen rosa Barbies etc.), zwar nachvollziehbar, aber hinsichtlich der sozialisatorischen Prozesse, die bereits frühe Festlegungen hinsichtlich Geschlechtsidentität und Objektwahl ergeben, etwas unterinformiert. Eltern und Erzieher können versuchen, auf solche konsumspezifischen Rollenstereotype erzieherisch bewusst zu verzichten. Eine „geschlechtsneutrale Pädagogik“, die Familie rollentheoretisch missversteht, würde ich hingegen als ideologisch manipulativ zurückweisen.

Geschlecht ist neben Generation die zentrale Dimension des Sozialen, allein schon wegen des oben genannten Arguments. Aus Sicht der Kinder folgt aus diesem freilich, dass die Zeit im Bauch der Mutter Folgen hat. Vor allem, dass die Bindung an die Mutter enger und intensiver, existenzieller ist als an den Vater, weil das Leben *in der Mutter*, als Teil von ihr und gleichzeitig auch etwas Fremdes, angefangen hat.

Da die deutsche Rechtstradition (nicht zuletzt wegen der oben erwähnten Rechtsphilosophie Hegels) elementare soziale Einbettungen wie die geschilderte bis in die heutigen Tage berücksichtigt, steht zu Mutterschaft im § 1591 Bürgerliches Gesetzbuch [BGB]: „Mutter eines Kindes ist die Frau, die es geboren hat.“ Daher kann es „Leihmutterschaft“ nicht geben und ist der entsprechende Kinderhandel in Deutschland derzeit noch verboten. Die angelsächsische Rechtskultur geht diesbezüglich vom Prinzip des liberalen Individualismus und damit primär vom Wunsch Erwachsener aus und sieht entsprechend in der Leihmutterschaft und zugehörigen Geschäften kein Problem.



Übung 2.2:

Diskutieren Sie bitte die Märchen *Rumpelstilzchen* sowie *Hänsel und Gretel* hinsichtlich Elternschaft.

Familientheoretisch nachfolgend noch ein drittes Argument dieses Typs:

Entzweiung: Lösung aus der Symbiose

Der ödipalen Krise vorgelagert ist die Krise der Lösung aus der Symbiose (zweite Ablösungskrise) mit etwa anderthalb Jahren, die mit der Öffnung und libidinösen Besetzung eines Dritten, i. d. R. des Mannes als Vater, erfolgt. Diese Ablösung ist hinsichtlich sozialer und kultureller Entwicklung (Geschlechtsidentität, Objektwahl) der ödipalen Krise vorgeordnet und ebenso fundamental.

Mädchen wie Buben stellen im Prozess dieser Krise fest, dass sie nicht die Mama sind, also nicht mit ihr identisch sind. Dies stellt die Entzweigungskrise dar. Für Jungen ist diese Krise affektiv schwerwiegender als für die Mädchen: Denn sie sind mit der praktischen Erkenntnis konfrontiert, dass sie *nicht nur nicht* mit der Mutter identisch sind, sondern auch *nicht wie* die Mutter sind, sondern eben anders. Der Psychoanalytiker Reimut Reiche:

Wenn sich der Junge aus der Symbiose mit der Mutter löst, muß er, um eine männliche Geschlechtsidentität erlangen zu können, gleichzeitig seine Identifizierung mit ihr viel radikaler beenden als das Mädchen. Das ist aus vielerlei Gründen ein sehr schmerzhafter Vorgang. Er hinterläßt sehr viel Haß und Wut und ist nach meinem Dafürhalten für den besonders starken, verdeckten Neid des Mannes auf die Frau verantwortlich. Ralph Greenson hat für diese Gegebenheit den Ausdruck ‚dis-identify from mother‘ geprägt und sieht hierin den Grund der von vielen Psychoanalytikern geteilten Ansicht, daß sich Männer im allgemeinen ihrer Männlichkeit unsicherer sind als Frauen ihrer Weiblichkeit. (Reiche, 1990, S. 43 f.)

Diese für den Jungen beunruhigende Erfahrung der starken *De*-Identifizierung von der Mutter sorgt aus psychoanalytischer Sicht i. d. R. für starke Aggressionen. Buben wenden sich von der Mutter ab und nach außen, suchen dann aber auch wieder umso mehr ihre Nähe (= Ambivalenz). Man kann in dieser Erfahrung ein Argument für das deutlich häufigere Vorkommen von männlicher Homosexualität entwickeln, nämlich wenn der Sohn sich nicht von der Mutter de-identifiziert.

Die Mädchen müssen sich nicht von der Mutter de-identifizieren, eben weil sie so sind wie die Mütter. Die Weiblichkeit einer Tochter ist praktisch sichergestellt, wenn es von einer weiblichen Person bemuttert wird. Töchter wenden sich aus der Entzweigungskrise mehr dem Vater zu und besetzen ihn libidinös. Der Schritt der Besetzung des Vaters und des sich in ihn Verliebenseins in der ödipalen Krise ist nun aber krisenhafter als das analoge (Wieder-)Verlieben der ödipalen Jungen in die Mutter, weil Mädchen ihr Liebesobjekt im unbekanntem anderen Geschlecht suchen (die Jungen können hingegen, trotz der Entzweigungskrise, die Mutter in der ödipalen Krise als Liebesobjekt beibehalten). Mit dem Vater identifiziert sich der Sohn in und nach der Entzweigungskrise, auch wenn er aus Sicht des Jungen zum Konkurrenten um die Mutter in der ödipalen Krise wird. (Das heißt, beim Jungen ist die Objektwahl quasi primär, die Geschlechtsidentität nachträglich; bei den Mädchen, die stark mit der Mutter identifiziert sind, ist es umgekehrt: Die Geschlechtsidentität ist primär, Objektwahl nachträglich.)

Das Ausmaß des Wirksamwerdens der soeben beschriebenen Dynamiken (Entzweigungskrise und ödipale Krise) hängt vom kulturellen Stellenwert der Kernfamilie (und damit wiederum des Paares) ab, wie weit sie sich absondern und individuieren darf. Zweitens hängt das Wirksamwerden auch von der jeweils individuellen Familien-

konstellation ab, also von den Eltern, deren unbewussten Phantasien gegenüber den Kindern, aber auch und vor allem davon, wie viele Geschwister es gibt, und wie die „stärksten Identifikationspositionen“ zwischen den Geschwistern bezogen auf die Eltern verteilt sind.

Dieses etwas komplexe familiensozialisatorische Argument ist ein Beispiel für die ursächliche Wirksamkeit von Biologie in der Kultur; egal wie dieses Phänomen kulturell-historisch je gedeutet wird, bleibt die Differenz der Geschlechter in ihrer Einheit innerfamiliär (und innerindividuell) grundsätzlich wirksam. Das Argument widerlegt den Anspruch mancher Gendertheoretiker, Sozialisationsprozesse umfänglich rollentheoretisch erklären zu können. „Gender“ ist eine sinnvolle gesellschaftstheoretische Kategorie, die beschreibt, inwiefern kontingente (= beliebige) Typisierungen bzw. Zuschreibungen von Geschlecht historisch-gesellschaftlich jeweils vorkommen. Der Begriff des Gender ist kategorial aber nicht in der Lage, familiäre sozialisatorische Prozesse zu bestimmen.

Gendertheoretisch wird daher Familie stiefmütterlich behandelt; der Begriff der Familie kommt, wenn, dann rollentheoretisch vor, bezüglich dessen dann wieder die obige Kritik greift (siehe für den deutschsprachigen Raum etwa „Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper“ von Paula-Irene Villa (2011)).

Einschränkungen und rollenförmige Aspekte der Eltern-Kind-Beziehung

Die kleineren Einschränkungen beziehen sich einmal auf die erste Dimension: Wenn Sie an die kommunikative Dimension der diffusen Beziehung denken, also dass alles thematisch sein können muss, so gilt dies in der Eltern-Kind-Beziehung nur begrenzt bzw. eingeschränkt. Und zwar dergestalt, dass die Eltern durchaus alle Themen, die die Kinder beschäftigen, gegenüber den Kindern thematisieren können, aber im verantwortungsvollen bzw. gelungenen Fall auf eine für Kinder altersangemessene Weise. Das stellt im Vergleich zur Radikalität der Offenheit in der Paarbeziehung eine Einschränkung dar.

Ein weiterer Aspekt ist hier noch zu nennen: Eltern sind aus Sicht der insbesondere kleinen Kinder als Erwachsene nolens volens auch immer Repräsentanten von Gesellschaft, egal wie diese Repräsentationsaufgabe zwischen den Eltern aufgeteilt ist. Das heißt, die Eltern werden mit der Gesellschaft identifiziert („eure Welt“) und müssen den Kindern jeweils altersspezifisch erklären, wie die Welt und die Gesellschaft funktioniert. Wenn man die Kinder nun nicht von vornherein zu Außenseitern bzw. zu Kindern von Außenseitern sozialisieren will, dann ist eine gewisse Bereitschaft der Eltern nötig, sich mit der Gesellschaft zu identifizieren, also aufgeworfene Aspekte zu erklären und durch eine zumindest teilweise positive Thematisierung auch einer Integration der Kinder Vorschub zu leisten.

Zweitens diskutieren einige Autoren, so auch Bruno Hildenbrand im nämlichen Text, dass das sechste Kriterium zwischen Eltern und Kindern nur abgeschwächt gelten würde, weil Kinder bei den Eltern ausziehen und einen eigenen Haushalt gründen. Zwingend finde ich dieses Argument nicht. Man kann einräumen, dass erwachsene Kinder eben Erwachsene sind, und wenn sie selbst eine Familie gründen, der Kontakt zu den Eltern an Intensität verlieren kann, also die Eltern werden für Kinder subjektiv weniger wichtig. Andererseits bleiben die Eltern aber die Eltern, und jedes Kind bleibt Kind dieser Eltern, ein Leben lang: Auch ein neunzigjähriger Greis kann von sich als Kind und seinen Eltern träumen.

2.3.3 Geschwisterbeziehung

Die **Geschwisterbeziehung** schließlich ist die am schwierigsten begrifflich fassbare Familienbeziehung. Auch sie ist diffus, unkündbar und beruht auf Vertrauen.

Es gibt typische Folgen von Geschwisterkonstellationen. Das heißt, man kann bestimmen, was es heißt, wenn man das älteste oder das mittlere (bzw. ein mittleres) Kind ist oder aber das jüngste in einer Geschwisterfolge (Kaiser, 2005; Kasten, 1994). Solches Erfahrungswissen ist für Genogrammanalysen hilfreich.

Für Geschwister gleicher Eltern ist zentral, dem gleichen Familienmilieu zu entstammen. In das Familienmilieu ist der Mensch bereits pränatal in der Schwangerschaft eingebettet, da der Bauch der Mutter Teil der Familie ist, und darüber Aktivitätsniveaus und Kommunikationsmuster der Familie auch pränatal erfahrbar sind. Ferner sind Geschwister Teil des Genpools ihrer Eltern bzw. ihrer beiden Herkunftsfamilien, teilen diesen und sind sich darüber oft ähnlich. Frühe sozialisatorische Erfahrungen und genetische Prägungen bilden wissenschaftlich einen Zusammenhang oder ein Kontinuum, weil das eine das andere verstärken oder hemmen kann. Es macht keinen Sinn, diese beiden zentralen Aspekte der Ontogenese (Genom und Erfahrung) als getrennte Wirkungszusammenhänge zu denken. Humangenetiker drücken diesen Sachverhalt so aus, dass „Umwelteinflüsse“ (die biologische Chiffre für Sozialisationserfahrung) die Expression (d. h. das Wirksamwerden von genetischen Informationen) hemmen oder befördern können.

2.4 Familie in der mehrgenerationalen Sichtweise

Wenn man die obigen Ausführungen zur Dynamik der Kernfamilie ernst nimmt, dann folgt daraus vor allem, dass die Eltern für die Kinder prägend sind, so wie es G.W.F. Hegel ja schon thematisiert hat. Die Eltern waren aber auch einst Kinder und hatten prägende Eltern, für die dann wiederum Gleiches gilt. Deshalb ist eine Betrachtung der Generationenfolge innerhalb einer Familie von großem Aufschluss. Eine solche Betrachtung kann deutlich machen, wie sich Muster der Lebensführung, d. h. zentrale Familienthemen, spezifische Formen der Entscheidungsfindung, Konflikte und Krisen (Scheidungen, Vaterlosigkeit, familiäre Gewalt, Musikalität etc.) über die Generationenfolge wiederholen oder aufgegriffen und verändert (transformiert) werden. In dieser Hinsicht sind Kinder immer *auch* der Schluss einer Familienfolge (Schluss im doppelten Sinne: (i) das vorläufige Ende der Familienfolge und (ii) die konsequente Schlussfolgerung der Dynamik des vorhergehenden Familienverlaufs).

Methodisch erfolgt eine mehrgenerationale Betrachtung mit den Mitteln der Genogrammanalyse (zur Einführung siehe etwa Hildenbrand, 2005). Ein Genogramm realisiert die grafische Darstellung der mehrgenerationalen Familienfolge (also eine Art Stammbaum), in der die zentralen Sequenzstellen eines Lebens festgehalten sind: Geburt, Paarbildung, Geburt eigener Kinder, Tod sowie weitere zentrale Informationen (Schulabschluss, Berufswahl, ggf. Migration). Die Analyse im engeren Sinne besteht darin, diese zentralen Sequenzstellen als Entscheidungen zu begreifen und sie als solche vor dem Hintergrund anderer möglicher, aber nicht gewählter Möglichkeiten zu rekonstruieren.

Da die Akteure typischerweise ihr Leben nicht mehrgenerational betrachten, sich vielmehr sehr weitgehend als Gestalter ihres eigenen Lebens wännen, was sie ja *auch* sind, bleiben die mehrgenerationale Dynamik und deren prägender Einfluss auf die individu-

elle Biografie der Leute in der Regel verborgen. Deshalb ist die Genogrammarbeit eine wichtige Methode für die sozialpädagogische Arbeit mit Familien als Klient. Im sozialarbeiterischen Rahmen sind die Informationen, die eine Genogrammarbeit mit Klienten hervorbringt, oft auch dahingehend schon von großer Wichtigkeit für den Hilfeprozess, weil meist Familienangehörige für die Fachkraft „auftauchen“, die vorher nicht bekannt waren, aber Ressourcen im Hilfeprozess sein können.

In der Genogrammanalyse wird erstens die Familienfolge mehrgenerational bezogen auf eine interessierende Person dargestellt. Siehe dafür erstens das nachfolgende reduzierte Inventar:

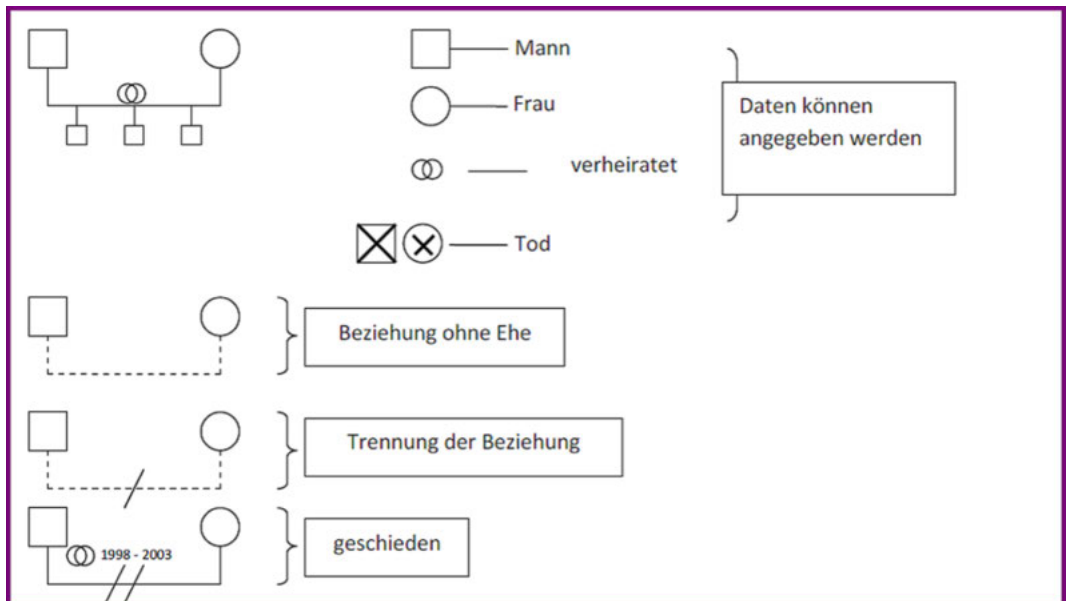


Abb. 2.3: Genogramminventar

Und siehe ferner exemplarisch nachfolgendes Beispiel. Wichtig ist, dass die Generationen immer getrennt voneinander dargestellt werden, jeweils auf einer Ebene. Fokussiert wird das Kind Marleen; die Erziehungsfähigkeit ihrer Mutter ist fraglich. Der Klient wäre hier die Kernfamilie, also Sandra, Michael und Marleen und deren Halbgeschwister sowie der ehemalige Ehemann Robert, weil ein Kind allein nicht Klient sein kann.

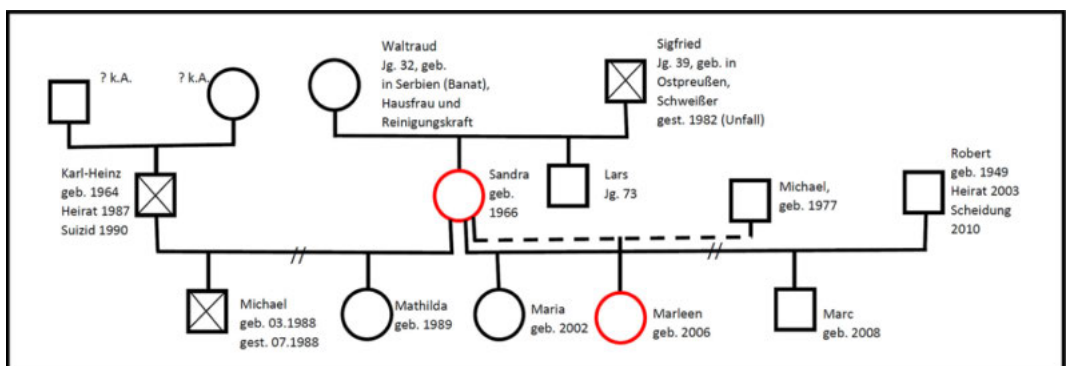


Abb. 2.4: Fiktionalisiertes Beispielgenogramm (die Konstellationen sind für den Kontext der sozialpädagogischen Familienhilfe nicht untypisch)

Ein Genogramm wird erstens auf sehr markante Konstellationen hin betrachtet. Der vorliegende Fall weist eine ganze Reihe auf (was bei Familien mit Hilfebedarf eher die Regel als die Ausnahme ist):

- Sandra hat fünf Kinder von drei Männern, eines ist sehr früh gestorben (nach vier Monaten!).
- Marleen ist das Kind aus einer kurzen Beziehung Sandras zu Michael (gestrichelte Linie).
- Ferner ist Sandras Vater mit 43 Jahren früh verstorben.
- Schließlich sind die Altersabstände Sandras zu ihren Gatten zwei und drei auffällig: einer ist 11 Jahre jünger, der andere 17 Jahre älter.
- Ferner ist die Namensgebung der Kinder auffällig, da alle Namen der Kinder mit dem Buchstaben „M“ anfangen .
- Schließlich heißt der zweite Gatte wie das verstorbene erste Kind Sandras.

Die Analyse erfolgt dann entweder ausgehend von der Großelterngeneration, also die Generationen absteigend oder aber aufsteigend; vom interessierenden Individuum zurückgehend. Die Analyse erfolgt längs der für die Bildung der Identität und damit für die Entwicklung einer autonomen Lebensweise zentralen Entscheidungsbereiche:

- „Die materielle Selbsterhaltung, dokumentiert in der Entscheidung für einen Beruf,
- spezifische Partnerwahlen und Entscheidungen für oder gegen Kinder,
- die Herstellung eines Bezugs zum Gemeinwesen, d. h. Wahl eines Wohnorts, Beziehungen zu lokalen bis hin zu umfassenden Institutionen, kurz: die Entwicklung zum Bürger.“ (Hildenbrand, 2005, S. 20)

Praktisch würde im vorliegenden Beispiel die Analyse der Paar- bzw. Familiendynamik, in die Sabine geboren wurde, inkl. Geschwisterkonstellation interessieren; ferner Sabines Paarbildung und Familiengründung, in die Marleen hineingeboren wurde. Mit den Ergebnissen einer solchen Analyse kann man die Bedürfnislage des Kindes, seine familiären Belastungen, aber auch Ressourcen analytisch benennen.

Mit vielen Klienten kann man diese Fragen gemeinsam bearbeiten. Für die wirklich gravierenden Fälle gilt dies aber i. d. R. aus unterschiedlichen Gründen nicht. In diesen Fällen ist es sinnvoll, wenn diese Beantwortung bzw. Analyse die professionellen Fachkräfte übernehmen. Die hypothetische bzw. spekulative Beantwortung erlaubt, eine These über die Dynamik der Familie zu entwerfen, in der sich das Kind befindet. Solch eine diagnostische These ist wiederum für die Klärung der Bedarfe des Kindes hilfreich.

Eine Einführung in die Deutung des Genogramms bzw. der in ihm protokollierten Daten kann hier aus Platzgründen nicht gegeben werden. In der Regel gibt es Jugendamtsakten und ggf. sollte man noch mehr Daten erheben, etwa ein Interview mit der Mutter und dem Vater und, je nach Alter, auch mit dem Kind.

Zusammenfassung

Die strukturelle Familiensoziologie geht auf Talcott Parsons Familientheorie zurück und fokussiert unter Einbezug von Prämissen Sigmund Freuds die elementaren Strukturen und Beziehungen der Familie.

Die triadische Struktur der Kernfamilie wird in dieser Sichtweise als universal angesehen, genauso wie die ödipale Krise. Der Stellenwert der Kernfamilie ist kulturell unterschiedlich und letztlich über den kulturell eingeräumten Stellenwert des Paares vermittelt, so dann auch die Bedeutung der ödipalen Krise.

Die Triade kann man grundsätzlich als Dynamismus beschreiben, weil sie immer wieder den bzw. einen Dritten ausschließt, sobald eine der drei möglichen Dyaden handelnd realisiert wird. Die Ausschlusserfahrung aus der Triade stellt den Kern der ödipalen Erfahrung bzw. ödipalen Krise dar und ist für den Bildungsprozess des modernen Subjekts bzw. das Prinzip der Individuierung zentral.

Weitergehend bestimmen kann man die Beziehungen in der Kernfamilie als diffuse Sozialbeziehungen im Gegensatz zu spezifischen bzw. rollenförmigen Beziehungen. Diffuse Beziehungen sind Beziehungen zwischen ganzen Personen, alles muss in ihnen thematisch sein können; spezifische Beziehungen sind rollenförmige Beziehungen im engeren Sinne, in ihnen wird im Normalfall nur das Spezifische der Beziehung thematisiert. Die diffusen Beziehungen in der Familie sind die Paarbeziehung und die Eltern-Kind-Beziehung. Diese teilen viele ihrer sechs Bestimmungsmomente: Es handelt sich um Beziehungen zwischen *ganzen Personen* d. h., sie sind *nicht rollenförmig*; die *Personen sind nicht austauschbar*; gründen auf *Vertrauen*; haben eine gemeinsam geteilte *Erotik* (Inzesttabu!); beruhen auf *Affekten*; werden *zeitlich unbegrenzt* eingegangen bzw. *sind nicht kündbar*, sie können scheitern.

Die mehrgenerationale Betrachtung von Familie als Ablaufgestalt eröffnet schließlich Aufschluss über die Familiendynamik, in die ein Kind geboren wird. Familiendynamiken können durch die Analyse zentraler Lebensdaten (objektiver Daten) und ihres Zustandekommens rekonstruiert werden. Ein Genogramm ist dafür eine sinnvolle Veranschaulichung. Die Ergebnisse einer solchen Analyse können insbesondere im Feld der sozialpädagogischen Familienhilfe als wichtiges Diagnoseinstrument begriffen werden; die Erstellung eines Genogramms mit Klienten ist eine Methode der Sozialen Arbeit.

Aufgaben zur Selbstüberprüfung

- 2.1 Benennen Sie die vier Positionen in der Vier-Felder-Tabelle zur Kernfamilie nach Parsons.
- 2.2 Geben Sie die sechs zentralen Dimensionen von diffusen Sozialbeziehungen in der Familie an.
- 2.3 In welchen Hinsichten weicht die Paar- von der Eltern-Kind-Beziehung beziehungstheoretisch ab?
- 2.4 Erläutern Sie die Dynamik der ödipalen Krise in beiden geschlechtlichen Varianten aus heutiger Sicht. Was wissen Kinder, was Frauen können und Männer nicht können? Was wissen Kinder, was Frauen nicht haben, Männer aber schon?

3 Zentrale Aspekte des demografischen und historischen Wandels und Familien heute

In diesem abschließenden Kapitel erhalten Sie erstens einen groben Überblick über den demografischen Wandel. Zweitens lernen Sie den historischen Wandel von Familien bzw. Familienformen knapp kennen. Schließlich werden Sie mit einer Deutung der heute dominanten Familie der neuen Mittelschichtkultur sowie die Familie der (neuen) Unterschicht übersichtsartig vertraut gemacht.

3.1 Demografischer Wandel

Traditionelle Kulturen kontrollierten auf unterschiedliche Weise die Geburten. Im Vergleich zu heute lebten Individuen in traditionellen Kulturen unter schlechteren hygienischen Bedingungen, eine medizinische Versorgung war kaum bis nicht vorhanden. Entsprechend gab es, insbesondere rund um die Geburt, hohe Raten an Kinder- und Müttersterblichkeit. Traditionelle Kulturen waren aus beiden Gründen (sieht man von Naturkatastrophen wie Hungersnöten ab) hinsichtlich Bevölkerungsgröße relativ stabil, was für deren Überleben von zentraler Bedeutung war. Dennoch haben die Familien mehr Kinder bekommen als heute, weil mehr geborene Kinder wegen der hohen Kindersterblichkeit zum Erhalt der Kultur bzw. Gattung nötig waren.

Es gab und gibt mit der beginnenden Moderne und der ihr inhärenten hygienischen wie medizinischen Fortschritte in allen von der Moderne „betroffenen“ Kulturen ein Bevölkerungswachstum aufgrund der Verbesserung der medizinischen Versorgung. Unter Bedingungen der Ausbreitung und Verallgemeinerung von Bildung und der Zunahme des Wohlstandes kommt es früher oder später zu einem deutlichen Sinken der Geburtenraten. Dies bezeichnen Demografen als den **ersten demografischen Übergang**.

Alle Länder Afrikas und Asiens sind in diesen Prozess der Abnahme der Geburtenrate mittlerweile eingetreten. Sie weisen aber heute immer noch hohe Geburtenraten und ein deutliches Bevölkerungswachstum auf, da die Lebenserwartung weiter zunimmt und die Kindersterblichkeit abnimmt. Die Zukunft wird zeigen, ob es in diesen Ländern auch zum demografischen Übergang kommen wird. Die Demografen gehen davon aus. Siehe dazu die Tabelle in Abb. 3.1:

Land	Beginn des Geburtenrückgangs
Frankreich	ca. 1800
Deutschland	1890
England und Wales	1892
Schweden	1892
Italien	1911
Spanien	1918
Irland	1929
Costa Rica	1962
Taiwan	1963
Chile	1964
Thailand	1970

Abb. 3.1: Übersicht über den jeweiligen Beginn des dauerhaften Rückgangs der Geburten nach Nationalstaaten (Steuerwald, 2016, S. 38)

Der erste demografische Übergang ist der Übergang von einer mehr quantitativen zu einer stärker qualitativen Reproduktionsstrategie, die mit einem deutlichen Sinken der Kindergeburten einhergeht:

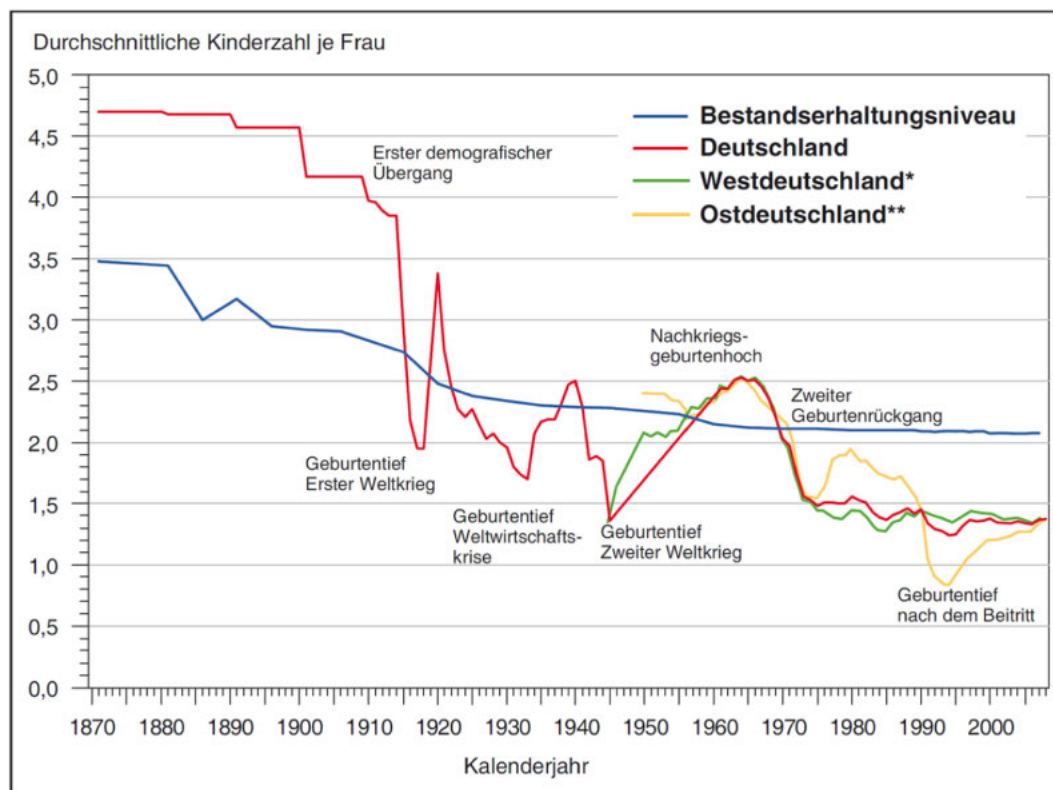
Die **quantitative Strategie** bedeutet viele Nachkommen und wenig elterliche Investitionen. Diese Strategie ist dort adaptiv, wo das Überleben risikoreich und unvorhersehbar ist, wo z.B. Fluten und Stürme regelmäßig Lebensräume und damit Lebensgrundlagen zerstören. In Fisch- und Insektenschwärmen, die in solchen ökologischen Nischen leben, überleben dann wahrscheinlich nur wenige Nachkommen, aber offensichtlich genug, um den Reproduktionserfolg zu sichern. Menschen sind per definitionem grundsätzlich qualitative Strategen.

Die **qualitative Strategie** bedeutet, dass die Reproduktion spät beginnt, wenige Nachkommen vorhanden sind, in die eine hohe elterliche Investition geleistet wird, um Überleben und eigene Reproduktion dieser wenigen Nachkommen zu sichern. Obwohl alle Menschen »qualitative Strategen« sind, gibt es doch ziemliche Unterschiede in der Zahl der Nachkommen und der Art der elterlichen Investitionen in verschiedenen Kontexten. (Keller, 2011, S. 9 f.)

Heidi Keller bringt mit dem Hinweis, dass alle Menschen mehr oder weniger qualitative Strategen sind, zum Ausdruck, dass im Normalfall sich Eltern immer um ihre Kinder, die Alten immer um die Jungen der Kultur kümmern. Die erwähnten deutlichen Unterschiede korrelieren mit dem ersten demografischen Übergang, der, zumindest grob betrachtet, eng mit formaler Bildung, entsprechenden Aufwendungen und Enttraditionalisierung verknüpft ist.

Der *zweite demografische Übergang* (bzw. in der Grafik unten: *zweite Geburtenrückgang*) besteht in einem mehr oder minder dauerhaften Sinken der Geburtenrate in vielen (ehemaligen) Industrieländern unter das Reproduktionsniveau (welches statistisch mittlerweile bei knapp über 2 Kindern pro Frau liegt). Zuwanderung gleicht in einer Reihe Staaten, insbesondere Deutschland, das entstandene und anhaltende Geburtendefizit aus (Steuerwald, 2016, S. 35 f.).

Siehe Abb. 3.2 für beide Übergänge:



* ab 1990 ohne Berlin

** ab 1990 einschließlich Berlin

Da für verschiedene Jahre die Datenlage ungenügend ist, wurden zugunsten einer schematischen Darstellung die Zwischenjahre geschätzt.

Abb. 3.2: Zusammengefasste Geburtenziffer in Deutschland 1871–2009 (Schneider & Dorbritz, 2011, S. 29)

Wenn man von der europäischen „Ur-Katastrophe des 20. Jahrhunderts“, dem ersten Weltkrieg, einmal absieht, dann sinkt in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts die durchschnittliche Kinderzahl je Frau erstmals unter das Bestandserhaltungsniveau. Sie steigt danach noch zweimal darüber (Mitte und Ende der Dreißigerjahre und in den Sechzigerjahren, die sogenannten „Babyboomer“ wurden damals geboren), um dann seit 1971 deutlich wie dauerhaft unter Bestandserhaltungsniveau zu liegen, das sind nun 48 Jahre.

Die typischen Erklärungen für den Geburtenrückgang der späten Sechziger-, Siebziger- und Achtzigerjahre in allen Industrieländern sind die Babypille und die zunehmende Bildungsbeteiligung wie karriereorientierte Berufsbeteiligung der Frauen bzw. der Wandel der kulturellen Rollenerwartungen an Frauen. In fast allen betroffenen Ländern gab es einen Wiederanstieg der Geburtenraten, Deutschland (auf etwas höherem Niveau auch Schweiz und Österreich) sowie Japan bilden hier eine Ausnahme, die auf den Einfluss der Auflösung der Stammfamilienkultur auf die Geburtenrate in diesen Ländern hinweisen könnte.

Die Grafik in Abb. 3.2 endet im Jahr 2009. In den letzten Jahren ist ein leichter Anstieg der durchschnittlichen Kinderzahl je Frau in Deutschland auf knapp 1,6 zu beobachten. Dieser ist wesentlich in der Zuwanderung von Paaren aus Süd- und Osteuropa begrün-

det, dort, vor allem in Polen, liegen entsprechend noch niedrigere Geburtenraten vor. Insofern kann man bisher *keine* grundsätzliche Trendumkehr in der deutschen Familienkultur hinsichtlich Geburten ausmachen. Siehe dazu auch Abb. 3.3.

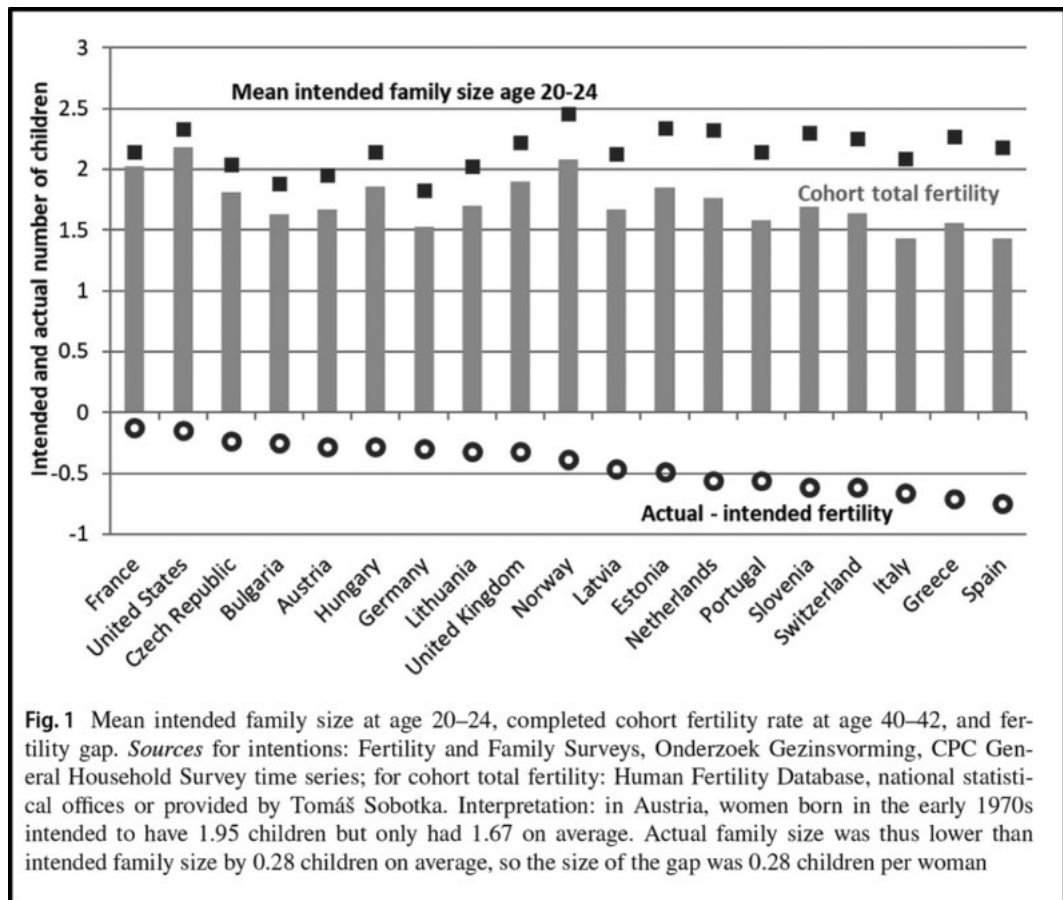


Abb. 3.3: Vergleich der zusammengefassten Geburtenzahl (total fertility rate) je Frau (= Balken) im Alter von Anfang Vierzig und der gewünschten Kinderzahl der etwa gleichen Kohorte im Alter von 20 bis 24 Jahren (= kleine Quadrate) (Beaujouan & Berghammer, 2019, S. 525)

Vergleicht man in Abbildung 3.3 die zusammengefasste Geburtenzahl (total fertility rate) je Frau (= Balken) im Alter von Anfang Vierzig mit der gewünschten Kinderzahl in einer Umfrage unter der etwa gleichen Kohorte Mitte der Neunzigerjahre, d. h. im damaligen Alter von 20 bis 24 Jahren (= kleine Quadrate), kann man sehen, dass in Deutschland der Kinderwunsch – zumindest in dieser Kohorte – den geringsten Wert in Europa erreicht hat. Man kann auch sehen, dass die Differenz zwischen gewünschten und geborenen Kindern (kleiner Kringel, das Sortierkriterium der Grafik) recht gering ist. Parallel ist das durchschnittliche Alter zur ersten Geburt bei Frauen (und Männern hinsichtlich Vaterschaft) kontinuierlich angestiegen. Mütter von (Fach-)Arbeiterfamilien haben früher in der Regel mit Anfang 20 das erste Kind bekommen. Mütter, die dem Bildungsbürgertum angehören, hingegen mit Ende Zwanzig oder Anfang Dreißig.

Heute liegt das *durchschnittliche* Alter zur ersten Geburt bei knapp über 29 Jahren, wobei die Mütter zur Geburt des ersten Kindes im Osten der Republik um einiges jünger (27,5) sind als im Westen (29,3), worin der stärkere Nachhall des Arbeitermilieus im Osten der Republik zum Ausdruck kommt (siehe Abb. 3.4).

► **Tab 1** Durchschnittsalter der Frau bei Geburt und bei Geburt des ersten Kindes 1960–2012 – in Jahren

	1960	1970	1980	1989	2000	2010	2012
Erste Kinder							
Westdeutschland	24,9	23,8	25,0	26,6	.	29,1	29,3
Ostdeutschland	23,0	22,5	22,2	22,7	.	27,3	27,5
Deutschland ¹	X	X	X	X	.	28,8	29,1
Alle Kinder							
Westdeutschland	27,9	27,0	27,1	28,3	29,0	30,5	30,8
Ostdeutschland	26,4	25,4	24,5	25,2	27,7	29,3	29,5
Deutschland ¹	X	X	X	X	28,8	30,3	30,6

1 Ab 1989 wurde Berlin aus der Ost-West-Darstellung ausgeschlossen.
 . Nicht erhoben.
 X Aussage nicht sinnvoll.

Abb. 3.4: Durchschnittsalter der Frau bei Geburt des ersten Kindes (Bundeszentrale für politische Bildung, 2016, S. 36)

All diese Zahlen, es ließen sich noch mehr anführen, verweisen auf weitreichende kulturelle Veränderungen, die nachfolgend kurz angerissen werden sollen.

3.2 Historischer und kultureller Wandel von Familie in Deutschland

Wenn man für eine knappe Darstellung des Wandels der Familie im Zuge der Enttraditionalisierung auf Emmanuel Todd und dessen Modell der Stammfamilie zurückkommt, dann kann man die historischen Veränderungen von Familie in Deutschland in einer zentralen Hinsicht als *Auflösung der Praxis der Stammfamilie* begreifen. Dieser Prozess war für die *breite Masse* der Menschen bzw. Familien in mehrgenerationaler Perspektive der Weg aus den *traditionellen ländlich-bäuerlichen und ständischen Milieus* über die für gut 100 Jahre (ca. 1870 bis 1970) kulturell sehr wirksame *Arbeiterfamilie* bis hin zur heutigen neuen Mittelschicht und ihrer Kultur. Die bürgerliche Familie, die sich im achtzehnten Jahrhundert herausbildet und lange Zeit eine kleine Minderheit darstellt, darf man bei dieser Betrachtung natürlich nicht vergessen, sie ist kulturell von großer Wichtigkeit gewesen. Nachfolgend eine knappe Darstellung, für historische Details siehe vor allem Heidi Rosenbaum (1982), Andreas Gestrich (1999) und eben Emmanuel Todd (1985, 2018), wiewohl er auch an einigen Punkten die deutsche Kultur meines Erachtens gründlich missversteht. Für die Nachkriegsfamilie ferner sehr aufschlussreich: Helmut Schelskys Studie (1954).

3.2.1 Traditionelle Familien

Die **traditionell bäuerliche Familie** zeichnet sich vor allem darin aus, dass der familiäre Haushalt eine Wirtschaftsgemeinschaft darstellt. Also dass alle Haushaltsangehörigen auch den bäuerlichen Betrieb aufrechterhalten. Die allermeisten bäuerlichen Betriebe waren bis ins 19. Jh. Subsistenzbetriebe. Das heißt, sie haben den Sinn gehabt, die Haushaltsangehörigen zu versorgen. Dieser Sesshaftigkeitsform kann man bis weit ins 18. Jh., d.h. vor der Industrialisierung, den größten Teil der Bevölkerungen zurechnen (80–90 Prozent). Zentral ist, dass die Form des „ganzen Hauses“ (d.h. eine Kernfamilie mit weiteren Familienangehörigen (Großeltern, Onkel, Tanten) und Mägden und

Knechten), die bis heute eine große Rolle in der historischen Familienliteratur spielt, empirisch ziemlich selten vorkam, weil der Bauer (*pater familias*) dafür wohlhabend sein musste. Es scheint eher so zu sein, dass das ganze Haus das *damalige Ideal* bzw. *Leitbild* darstellte. Die häufigste bäuerliche Sesshaftigkeitsform war die Kernfamilie, also ein Paar mit 2–3 Kindern.

Der bäuerlichen Familie des 17. und 18. Jh. wurde von Sozialhistorikern vieles nachgesagt (wenig emotionale Wärme insbesondere gegenüber den Kindern, keine Paarliebe), was aber empirisch u. a. aus Sicht von Anthropologen (insbesondere Jack Goody (2000) hat diese Sichtweise problematisiert) wirklich fragwürdig erscheint, weil Eltern sich schon immer um ihre Kinder gesorgt und eine gewisse Liebe ihnen gegenüber entwickelt haben. Die Kinder scheinen einen Stellenwert gehabt zu haben, wie ihn Heidi Keller für traditionelle Kulturen generell feststellt: eine sichere Bindung an die Mutter; kulturell wurden zugleich viele Gemeinschaftsmitglieder, nicht nur der Kernfamilie, in die Erziehung und Betreuung der Kinder eingebunden. Die Kinder wurden und werden in traditionellen Kulturen zu Handlungsautonomie sozialisiert, weniger zu psychischer Autonomie. Kooperationsfähigkeit unter Gleichen ist für traditionell sozialisierte Kinder eine Selbstverständlichkeit, weil die Kinder viel Zeit in von Eltern bzw. Erwachsenen unkontrollierten Kinder- und Jugendlichengruppen verbrachten. Das Paar hatte einen wenig herausgehobenen Status; das Paar- bzw. Ehe-Stiftungsmotiv der romantische Liebe entstand erst im Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts, wiewohl Attraktivität und Verlieben schon immer, wie weiter oben dargelegt, eine eigene Dynamik freigesetzt haben dürfte.

Große Parallelen, aber eben auch einige zentrale Differenzen, weist die **städtische Handwerkerfamilie** zur bäuerlichen Familie auf. Die Familie als Betrieb steht auch hier im Vordergrund. Üblich ist die Unterbringung von Lehrlingen und Gesellen im Hause des Handwerksmeisters, was an das ganze Haus erinnert. Ferner erbt auch hier, sofern vorhanden, der älteste Sohn die Werkstatt.

Weiterhin muss man die **feudale Familie** unterscheiden, die es ja schon lange gab, es sind die Herrscherfamilien, die im Verlauf der Geschichte mit Herrschaftsverdichtung eine Herausgehobenheit gegenüber anderen Familienformen entwickelten. Eltern der feudalen Familie haben sich üblicherweise gar nicht um die eigenen Kinder gekümmert, Ammen besorgten dieses Geschäft, hinzu kamen Diener. Die Kinder dienten vor allem dynastischen Zwecken, dass es einen Erben gab.

3.2.2 Die bürgerliche Familie

Die **bürgerliche Familie** entsteht im städtischen Milieu auch und vor allem aus dem ansässigen Handwerkermilieu, aber auch den Nachfahren der einst Zugezogenen aus der bäuerlichen Lebenswelt („Stadtluft macht frei“), und weist eine hohe Orientierung an Bildung auf. Diese gilt, alsbald die Herrschaft anfängt, auf formale Ausbildungen Wert zu legen, also sobald eine formale, zunehmend universitäre Ausbildung (militärisch, juristisch, fiskalisch) anfängt, die Laufbahn der öffentlichen Verwaltung zu begründen (Bildungsbürger). Beispiel: Wenn ein Kind bzw. Sohn den Handwerksbetrieb oder einen Handel der Eltern übernimmt, bleiben ggf. weitere Söhne für andere berufliche Aktivitäten „übrig“.

Familientheoretisch ist für die bürgerliche Familie die Orientierung an wie aber auch die scharfe Abgrenzung von der feudalen Familie zentral. Die Abgrenzung von der feudalen Familie erfolgte insbesondere darin, dass die Kinder als Kinder (und nicht als kleine Erwachsene, wie im Adel typisch) einen systematischen Eigenwert gewinnen und Adressaten von Erziehung werden und sich individuieren sollen, um Positionen in der bürgerlichen Gesellschaft einzunehmen. Individuierung wird wesentlich innerfamiliär betrieben. Unter anderem darüber entsteht Privatheit als Sphäre der Familie, im Gegensatz zur Öffentlichkeit als Sphäre der bürgerlichen Gesellschaft.

Für die Einlösung des familiär gebildeten Individuierungsanspruchs braucht es dann aber auch die kulturelle Form der bürgerlichen Gesellschaft, d.h. die Universitäten und die kapitalistische Wirtschaftskultur, die die individuierten jungen Erwachsenen nach dem Verlassen der Herkunftsfamilie quasi aufnehmen. Kinder bzw. Söhne sollen *beruflich* etwas werden, was nicht automatisch dem Beruf des Vaters entsprechen muss. Die Töchter sollen gute Gattinnen und Mütter werden (patriarchale Kultur), müssen dafür auch eine gewisse Bildung erfahren, sollen aber keine Berufe ergreifen. Darüber hinaus braucht es einen modernen Staat, der Freiheit und Rechtssicherheit gewährleistet.

Im Kern der bürgerlichen Familie steht, wie oben erwähnt, das Paar, welches dem Ideal nach durch romantische Liebe zusammenkam, sich auch in *geistiger* Liebe verbunden war und sich selbst zum Gegenstand hat, sowie die Beziehung des Paares als Eltern zu den Kindern. Bedingungen dafür sind, dass die Familie nicht mehr nur Ort des Wirtschaftens ist, sondern zunehmend ein emotionaler Raum wird, der die Beziehungen untereinander zum Gegenstand hat. Hier nimmt die enorme Verdichtung der innerfamiliären Kommunikation ihren Ausgang.

Zentrale Innovationen und Merkmale der bürgerlichen Familie waren (Meyer, 2014, S. 415):

- Trennung von Berufs- und Wohnstätte;
- Emotionalisierung und Intimisierung ihres Binnenverhältnisses der Familie;
- Kindererziehung als zentrale Aufgabe der Familie.



Die bürgerliche (Beamten-)Familie lieferte im 19. Jh. bereits auch das Ideal der Hausfrauenehe (welches bis vor eine oder zwei Generationen eine hohe Bindungskraft besaß), die sich zunächst aber nur sehr wenige Paare leisten konnten, denn das Einkommen des Mannes musste ja hoch genug sein, dass die Frau daheimbleiben konnte. Mit Zunahme des Wohlstandes seit Ende des 19. bzw. Anfang des 20. Jahrhunderts bildete sich in den Industriestaaten nach und nach die (aus heutiger Sicht alte) Mittelschicht, die die zentralen Werte der bürgerlichen Familie in gewisser Weise noch beherbergte.

Was zeitgleich, spätestens mit dem ersten Weltkrieg, unterging, ist die bürgerliche Gesellschaft im engeren Sinne, an ihre Stelle ist die Massenkultur der systemischen Integration getreten, ein Prozess, der vor allem in der ersten Hälfte des 20. Jh. erfolgte und damals stark diskutiert wurde, politisch umkämpft war und den Hintergrund für die Katastrophen der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts in Europa abgab.

3.2.3 Die Arbeiterfamilie

Die **Arbeiter- bzw. proletarische Familie**, die in der zweiten Hälfte des 19. Jh. nach und nach entstand, „rekrutierte“ sich hauptsächlich aus ländlichen Milieus, also den wenig wohlhabenden bäuerlichen Familien und Landarbeitern, Knechten und Mägden, deren Kinder in die Städte gingen und dort in Fabriken arbeiteten. Es gab freilich viele Misch- und Übergangsformen, man denke an die Verlags- bzw. Heimarbeit der Textilbranche, die bäuerliche Familien mit einzelnen aufwendigen, noch nicht automatisierten Arbeitsschritten beschäftigte (das Klöppeln von Spitzen etwa). Diese Wirtschaftsform der Heimarbeit war bis zum ersten Weltkrieg für viele bäuerliche Familien ein zusätzlicher Verdienst.

Zentral für Arbeiterfamilien ist, dass beide Eltern arbeiten müssen, weil das Einkommen des Mannes nicht reicht. (Das gilt heute auch für die Familie der neuen Mittelschicht.) Die Kinder gingen, wenn man hier von der frühkapitalistischen Form der Kinderarbeit absieht, die nach und nach verboten wurde, morgens zur Schule. Später waren sie, analog zu traditionellen Familienkulturen, mit anderen Kindern altersgemischt zusammen auf der Straße oder im Hof einfach draußen, bis am späten Nachmittag die Eltern nach Hause kamen. Der Nachmittag mit anderen zusammen auf der Straße war eine typische Sozialisationsform bis in die 80er-Jahre; heute ist diese im städtischen Lebensraum, wo die urbane neue Mittelschichtkultur dominiert, kaum mehr anzutreffen, auf dem Land eher noch.

Es gibt natürlich nach wie vor viele Arbeiter, die Kinder haben, aber die Arbeiterkultur mit entsprechender Familie sowie die zugehörigen Arbeitermilieus mit eigenen kulturellen Institutionen (bspw. eigene Sportvereine, Kleingartenvereine, Vereine zur Kleintierzucht wie Tauben, Kaninchen, Geflügel) gibt es kaum bzw. nicht mehr (Unterkapitel 3.4). Die Familien orientieren sich nolens volens an der neuen Mittelschichtkultur, die deshalb ihren kulturell dominanten Stellenwert einnimmt.

In gewisser Weise kann man die Arbeiterfamilie in der mehrgenerationalen Sichtweise als eine *Übergangsform* begreifen, und zwar von der traditionellen ländlichen-bäuerlichen Kultur hin zur Familie der alten bzw. neuen Mittelschicht. Die Eltern der Arbeiterfamilie agierten und agieren ja in der Regel aufstiegsorientiert, der Schulbesuch dient wesentlich dafür, denn die Lebensbedingungen der proletarischen Familie sind elendig gewesen. Die Arbeiterfamilie stellte also ein Übergangsstadium von Familie dar, dessen elendige Lebensbedingungen ja auch Auslöser und Gegenstand der Sozialpolitik ab der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wurden.

Historisch ist für den jüngsten und letzten Wandel der Familie der Umbruch der Sechzigerjahre zentral. Mit der 1968er-Revolution, die vor allem eine kulturelle Revolution war, hat sich der **zweite demografische Übergang** ereignet. Die endgültige Enttraditionalisierung ist ein Ergebnis dieser kulturellen Revolution. Das Ergebnis wird oft als „Pluralisierung der Lebensformen“ beschrieben.

3.3 Familie und Familialität heute: „Pluralisierung der Lebensformen“ – kulturelle Dominanz der Familie der neuen Mittelschicht?

Mit dem Begriff der „Pluralisierung der Lebensformen“ werden vor allem verschiedene Haushaltsformen und deren Zunahme in den letzten Jahrzehnten beschrieben. Es kann eine relative Umverteilung in den letzten Jahrzehnten beobachtet werden, siehe Abb. 3.5.

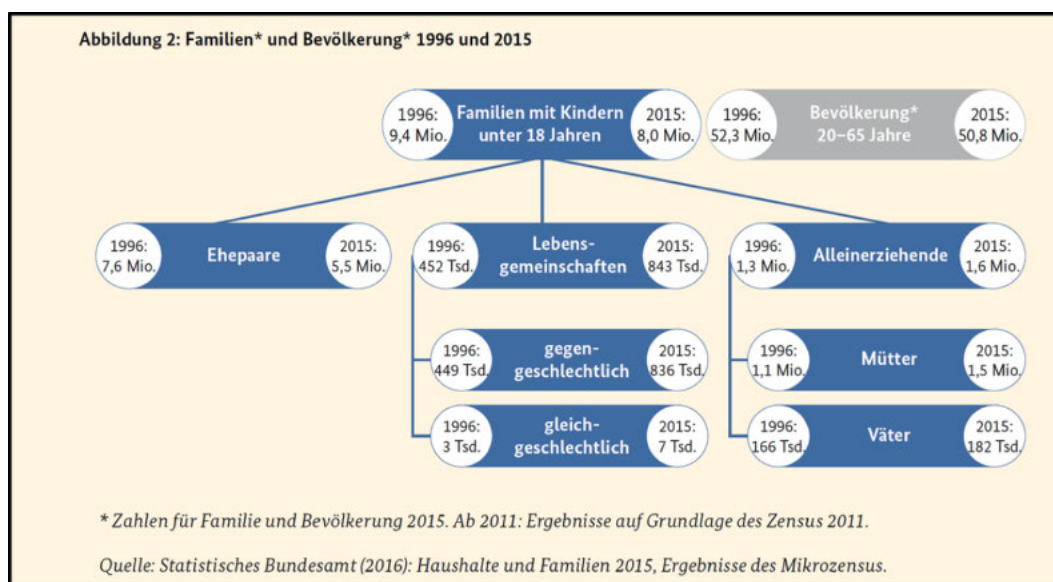


Abb. 3.5: Übersicht zur Haushaltsentwicklung von Familien (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2017, S. 12)

Die Familie, die aus einem Ehepaar und Kindern besteht, hat absolut und relativ (d.h. anteilmäßig) abgenommen, ist aber nach wie vor die häufigste „Lebensform“ mit Kindern in Deutschland. Die anderen Formen, d.h. Paare ohne Jawort („Lebensgemeinschaften“) mit Kindern und Alleinerziehende (als erste Verlaufsform einer Scheidung) haben zugenommen. Am interessantesten ist vielleicht die Abnahme von Familien mit mindestens einem Kind unter 18 Jahren in dem Zeitraum von 9,4 auf noch 8 Millionen.

Ferner werden Einzel- bzw. Singlehaushalte, die in den letzten Jahrzehnten stark zugenommen haben, in dieser Sichtweise auch als Ausdruck der Pluralisierung der Lebensformen verstanden. Darunter fallen ältere Alleinlebende, aber auch jüngere, nicht nur Singles, sondern auch Paare, die aber keinen gemeinsamen Haushalt teilen.

Die Pluralisierung wird soziologisch auf verschiedenen Ebenen erklärt. Die tiefenstrukturellen Treiber sind Enttraditionalisierung (die sich vor allem in der Auflösung der traditionellen geschlechtsspezifischen Erwartungen an Männer und Frauen äußert); Bildungsexpansion und die seit Jahrzehnten zunehmende Karriereorientierung von Männern und Frauen. Soziologisch beschrieben werden die Folgen mit den Großtheorien der Differenzierung und Individualisierung. Auf Letztere gehe ich an dieser Stelle nicht ein.

„Pluralisierung der Lebensformen“ beschreibt, wie erwähnt, vor allem Haushaltsformen, also wo und wie Menschen zusammenleben. Was Familie angeht, ist die Frage, inwiefern die Zunahme der unverheirateten Paare als Eltern bzw. der Alleinerziehenden

als eine Pluralisierung zu begreifen ist. Unverheiratete Paare, die es miteinander ernst meinen, unterscheidet material, abgesehen von dem Trauschein, nichts von verheirateten Paaren, die es ernst miteinander meinen. Das gilt dann auch für homoerotische Beziehungen, von denen in Deutschland nur Frauen legal an ein Kind „kommen“ können. Dass homosexuelle Frauen Kinder haben, ist aber auch nichts Neues. Und Alleinerziehendenschaft ist in den allermeisten Fällen eine Folge der Scheidung oder des Todes des Partners. Der Anteil der Alleinerziehenden war nach dem Zweiten Weltkrieg höher als heute. Die Rede von der Pluralisierung der Lebensformen war meines Erachtens letztlich eine Entstigmatisierungsbemühung bezüglich einzelner Verlaufsformen von Familie, also dass von der Ehe mit Trauschein abweichende Formen der Familie weniger oder nicht stigmatisiert werden. Letzteres scheint mittlerweile im Zuge der Enttraditionalisierung von den allermeisten Menschen geteilt zu werden.

Bezogen auf die Realisierung von Familienleben kann man meines Erachtens hingegen eher von einer Abnahme der Vielfalt sprechen, weil nach dem Wegfall des subkulturellen Arbeitermilieus im Prinzip nur zwei (neue Mittelschicht und neo-feudale Oberschicht) bzw. drei (Unterschicht) Formen der Familie übrig geblieben sind. Eine Form, die der neuen Mittelschicht, beansprucht die kulturelle Hegemonie, von der die anderen beiden anderen abweichen. Für die Familie der neofeudalen Oberschicht bedeutet die Abweichung Exklusivität und Distinktion. Die Familie der Unterschicht hingegen ist weitgehend nur in Abweichung von der neuen Mittelschicht bestimmbar, stellt also streng genommen keine eigene Familienkultur mehr dar.

Die Familie der neuen Mittelschichtkultur wird nachfolgend als Erstes etwas genauer fokussiert, weil sie die kulturelle Norm setzt, mit der alle Familien, insbesondere solche der neuen Unterschicht (bzw. der in Resten noch vorhandenen randständigen Milieus) konfrontiert sind. Die Familie der neuen Unterschicht bzw. der in Resten noch vorhandenen Arbeiter- bzw. randständigen Milieus werden abschließend behandelt, ihr gehören verhältnismäßig viele Familien als Klienten der Sozialen Arbeit an.

Die dritte und letzte Familienform ist die neofeudale Familie der Oberschicht, also der herrschenden Klasse, die hier nicht betrachtet wird, weil sie in der Regel nicht Klienten der Sozialen Arbeit sind. Diese Familienform legt selbst Wert darauf, ausgeschlossen bzw. exklusiv zu sein.

3.3.1 Zur dominanten Familienkultur der „neuen“ Mittelschicht ...

Nachfolgend beziehe ich mich vor allem auf eigene Forschungsergebnisse (Behrend, 2020; Allert, 2007). Ich hebe dabei vier Aspekte hervor und spitze diese nachfolgend zu. Mir geht es darum, den kulturellen Wandel zu beschreiben, in dem und bezogen auf den Angehörige der heutigen (bzw. neuen) Mittelschicht ihr Paar- und Familienleben gestalten.

Abnahme des kulturellen Stellenwertes des Paares

Die Abnahme des kulturellen Stellenwertes des Paares als Paar ist ein Befund, der nicht direkt aus Umfragen oder Interviewauswertungen ableitbar ist. Er passt zur Individualisierungstheorie, mit der man ja formulieren kann, dass Individuen heute nach wie vor Partner suchen und in einer Partnerschaft zusammenleben wollen, aber nicht zwingend ein Paar bilden, so kann man zumindest die hohen Scheidungszahlen verbunden mit einer hohen Wiederverheiratungsbereitschaft lesen. Folgen von Scheidung und Tren-

nung für betroffene Kinder sind kein großes akademisches Thema, obwohl diese gravierend sein können und ca. ein Fünftel aller Kinder betreffen. Das Paar als eine „Person“ und eigene Praxisform zu begreifen, spielt kulturell und darüber vermittelt subjektiv kaum mehr eine Rolle. Diese kulturelle Verschiebung von der Gatten- zur Elternfamilie konstatieren Soziologen bereits in den Neunzigerjahren (Schütze, 1994), das ist in etwa auch die Zeit, zu der Eltern auf Spielplätzen anfangen, mit ihren Kindern auf Klettergerüsten mitzuturnen und auch durch Krabbelröhren zu kriechen – statt wie davor auf der Bank zu sitzen und etwas Erwachsenes zu machen (Zeitung lesen, sich mit anderen Erwachsenen zu unterhalten). Die Kinder spielten derweil in den noch nicht kindzentrierten Zeiten mit anderen Kindern auf dem Spielplatz.

Es gibt eine Reihe kultureller Phänomene, die diese Entwicklung zum Ausdruck bringen, ich führe nur einige hier an: So wird aus dem Ehebett in der Werbung das „Familienbett“ (Maiwald, 2018, S. 82). Professuren für Familiensoziologie werden bei Neuausschreibung nicht selten in Professuren für „Gender Studies“ umgewidmet. Ferner kann man an dieser Stelle auf die bereits angeführte rollentheoretische Dethematisierung der in Kapitel 2 dargelegten Strukturlogiken der Kernfamilie hinweisen.

Da das Paar das Epizentrum des Familienlebens darstellt, geht dessen Bedeutungsverlust mit einer Abnahme des kulturellen und faktischen Stellenwertes der innerfamiliären Sozialisation, die in Deutschland einen hohen Stellenwert hatte, und der Zunahme der organisierten Betreuung und Sozialisation in Krabbelgruppe, Kinderkrippe und -garten sowie Schule einher. Diese Formen der Betreuung wurden akademisch und politisch als „frühe Bildung“ neu gerahmt und aufgewertet.

Einer der Treiber dieses Prozesses ist die OECD, eine Organisation der Industriestaaten, die vor allem Interessen wirtschaftlicher Akteure verfolgt. Sie ist ferner Trägerin der PISA-Studien, die für das „re-framing“ von früher Bildung zentral gewesen sind. Ein zentrales Ergebnis dieses Prozesses ist der Ausbau der Arbeitsbeteiligung, insbesondere von Frauen, und eine Abnahme bzw. Dämpfung der Lohnentwicklung in fast allen Branchen in den zurückliegenden etwa 30 Jahren. Das heißt, ein Einkommen reicht nur noch in wenigen Fällen (High-Tech- und Finanzbranche sowie Führungspositionen) als *Familieneinkommen* aus. Dieser internationale Trend ist in den Ländern der ehemaligen Stammfamilienkultur, d.h. also in Deutschland, Österreich und der Schweiz, von besonderer Bedeutung, weil hier die Kindererziehung wesentlich nur Familienangelegenheit war. Die dauerhaft niedrigen Geburtenziffern in diesen Ländern kann man auch als Ausdruck der mit diesem massiven Umbruch verbundenen Krise deuten.

Dieses nicht ganz einfach fassbare kulturelle Phänomen des Schwindens des Stellenwerts der Paarbeziehung hat für die Soziale Arbeit insofern eine hohe Relevanz, als Familien durch diesen kulturellen Trend faktisch auf einer latente aber sehr wirksame Weise destabilisiert werden. Insbesondere die sozialpädagogische Familienhilfe kann aus dem Dargelegten folgern, dass das Paarsein der Partner, sofern beide noch in der Familie vorhanden sind, einen Ansatzpunkt für Interventionen zur Stabilisierung der Familie darstellen kann.

Zunahme der Kindzentriertheit

Aus der sinkenden Bedeutung des Paares folgte faktisch die „Erfindung“ der **Kindzentriertheit**. Eine Ehefrau und Mutter aus der heutigen Mittelschicht einer zum Zeitpunkt des Interviews fünfjährigen Tochter bringt Kindzentriertheit in einem Forschungsinterview zu Familienleben wie folgt sinnfällig auf den Punkt:

„... äh unsere Tochter ist halt so äh der Mittelpunkt, um den sich irgendwie alles dreht, sodass äh versucht wird, so alles nach ihr auszurichten und ihren Bedürfnissen ...“

Eine Folge der Kindzentriertheit ist, dass Eltern heute stärker mit ihren Kindern identifiziert sind als in früheren Generationen, darüber sind sie in gewisser Hinsicht näher an den Kindern als Eltern der Generationen zuvor. Eine heute weitaus größere „Lebens- und Familienzufriedenheit“ zwischen Eltern und Kindern konstatieren viele Studien (Dornes, 2012, S. 95 f.).

Neben diesem, vermutlich durchaus positivem Aspekt der größeren Nähe und des größeren Vertrauens zwischen den Eltern und ihren Kindern weist die Zunahme der Kindzentriertheit auch Risiken für die Kinder auf, denn sie stellt einen Verlust des Freiraums von Kindern *unter Kindern* dar. Mittelschichtkinder dürfen oft erst in recht fortgeschrittenem Alter (ab 12 oder 13) *unkontrolliert von Erwachsenen* mit Gleichaltrigen zusammen rausgehen und spielen, und nicht mehr mit 6 oder 7 Jahren, und gerade ab diesem Alter, also nach der ödipalen Krise, wären solche von Erwachsenen unkontrollierten Erfahrungsräume und -möglichkeiten sehr wichtig, sofern man Piagets Thesen zur Moralentwicklung noch teilt. Das heißt, Kinder der Latenzphase wachsen heute oft stark kontrolliert auf. Wenn sie dann mal nicht kontrolliert werden, erscheinen sie oft infantil und starten aus erwachsener Sicht bedenkliche Aktionen, nicht zuletzt unter Rückgriff auf neue Medien und das Smartphone. Das führt dann zu erneuter Kontrolle, was das Potenzial zu einem Teufelskreis hat, in dem den Kindern und Jugendlichen in praktischer Hinsicht dann noch weniger Autonomie eingeräumt wird. Anstelle der praktischen Autonomie bzw. Handlungsautonomie und darüber vermittelter Kooperationsfähigkeit werden Mittelschichtkinder heute, nicht nur in Deutschland, auf *Selbstständigkeit*, die sich vor allem in *psychischer* (bzw. psychologischer) *Autonomie* äußert, hin sozialisiert (Keller, 2011, 54 f.). Die erzieherische Orientierung an Handlungsautonomie, Kooperationsfähigkeit („sozial sein“), Gehorsam und praktischem Respekt vor Erwachsenen nehmen hingegen ab. Insbesondere mit der Kooperationsfähigkeit verschwindet eine lange Zeit wie selbstverständlich vorausgesetzte Grundlage des Sozialen. Auch hier könnte man die Soziale Arbeit aufgefordert sehen, diesem Trend entgegenzuwirken, indem Grundschulkindern und Jugendlichen möglichst viele unkontrollierte Zeiträume eingeräumt werden, in denen sie autonom und unkontrolliert untereinander spielen können, weil solche Erfahrungsmöglichkeiten erst Kooperation außerhalb von Zweierbeziehungen darstellen.

Weiterhin laufen Kinder unter Bedingungen der **Kindzentriertheit** Gefahr, zu *Selbstobjekten* der Eltern zu werden. Der Kinder- und Jugendlichenpsychoanalytiker Frank Dammasch (2013, S. 21) merkt in dieser Hinsicht an, dass oft „nicht mehr die Erziehung durch die Erwachsenen, sondern das Bedürfnis- und Beziehungsleben des Kindes im Mittelpunkt der Familiendynamik steht“. Soziologisch wäre dem zu ergänzen, dass das Schwenden des Erziehens mit dem „Verschwinden“ der Erwachsenenwelt (und ihrer Sprache) einhergeht. Denn die soziale Isolation der Kernfamilie (dies ist eine alte These Parsons) wirft die Frage auf, auf was hin Kinder erzogen werden sollen. Familien verlieren, insbesondere in Großstädten und Ballungsräumen, vor allem unter Bedingungen der Arbeitsmigration der Eltern, Einbindungen (in Kirchengemeinde, Parteien, traditionellen Vereinen, Öffentlichkeit etc.). Kontakte mit anderen gibt es fast nur noch über Arbeit, die Schule der Kinder, Kinderbetreuung und Kinderaktivitäten. Und diese Bezüge sind einem Bildungsideal untergeordnet, das keine Allgemeinheit mehr kennt, aus der Erziehungsmaximen bezogen werden können. Heutige Erziehungs Ideale kennen fast

nur noch das Kind, seine „Bedürfnisse“ und seine optimale Entwicklung bzw. Förderung. Indem diese Momente in den Vordergrund treten und die Eltern keine allgemeinen Werte einer Erwachsenenwelt in ihrer Erziehung umsetzen wollen, wird die kindliche Entwicklung verstärkt zur Projektionsfläche und damit zum Objekt der unbewussten Wünsche der Eltern bzw. Erwachsenen. Bewusst äußert sich der projektive Vorgang vor allem in Planungs- und Organisationsbemühungen der Eltern.

Zunahme der Organisation und Verplanung des Familienlebens

Gegenläufig zur Abnahme eines spontanen Familienlebens nehmen die Organisation des Familienalltags und die Verplanung der freien Zeitflächen des Kindes und auch noch der Jugendlichen zu. Planen mussten Eltern das Familienleben schon immer, neu ist aber, dass die Planung stark an den Kindern und ihren Bedürfnissen bzw. den ihnen zugeschriebenen Bedürfnissen ausgerichtet wird. Dies kommt in der Interviewpassage von weiter oben ja auch zum Ausdruck: „[...] dass äh versucht wird so alles nach ihr auszurichten und ihren Bedürfnissen.“ Die Verplanung des Kindes macht es zum Selbstobjekt der Eltern, mit der Konsequenz seiner längeren *Beelterung*. Die längere *Beelterung* kann dazu führen, dass Eltern als *Identitätsbremse* (Seiffge-Krenke, 2014, S. 91) der Kinder wirken. Denn Eltern verplanen ihr Kind projektiv, stehen aber wechselseitig für das Kind weniger für das Austragen von Konflikten (als social act) zur Verfügung, was für die Identitätsbildung, zumindest nach bisherigen Vorstellungen von Identitätsbildung, wichtiger wäre. Nehmen Eltern eine erwachsene Position gegenüber ihren Kindern ein, so hat dies zur Konsequenz, die Kinder als Selbstobjekte aufgeben zu müssen, weil man realisiert, dass Kinder potenziell und als Jugendliche zunehmend auch faktisch autonom sind.

Ein zentraler Treiber der Verplanung ist die Kinderbetreuung, die im letzten Jahrzehnt ja einen massiven Ausbau erfahren hat. Die frühkindliche Kinderbetreuung bietet den kleinen Kindern (anderthalb bis sechs Jahre) durchaus interessante und wichtige Erfahrungsmöglichkeiten. Bezogen auf die oben angeführte Problematik des Verlustes von unkontrollierten Erfahrungsräumen befinden sich Kindergartenkinder zunächst in der Hochphase des Egozentrismus und in der ödipalen Krise und sind daher nur begrenzt kooperationsfähig. Sie sind aber offen für heteronome, d.h. fremdbestimmte Vorgaben von älteren, nachödipalen Kindern oder eben Erwachsenen. Das heißt, die Potenziale zur autonomen Kooperation unter Gleichen sind im Kindergartenalter begrenzt. Daher ist der Betreuungsschlüssel für diese Altersgruppe so wichtig.

Mit dem Ausbau der Kinderbetreuung hält auch das Vokabular der *Kinderbetreuung* in der Familie Einzug, was einen Indikator für einen Bewusstseinswandel darstellt. Dem entspricht, dass zunehmend eine gleichmäßige (= gerechte) Aufteilung der Kinder-versorgung bzw. „Kinderbetreuung“ in der Familie angestrebt wird. In der Verwendung dieser Bezeichnungen kommt die weitreichende Veränderung des Familienlebens zum Ausdruck, eben weil ein Gegengewicht zur **Kindzentriertheit** oft fehlt.

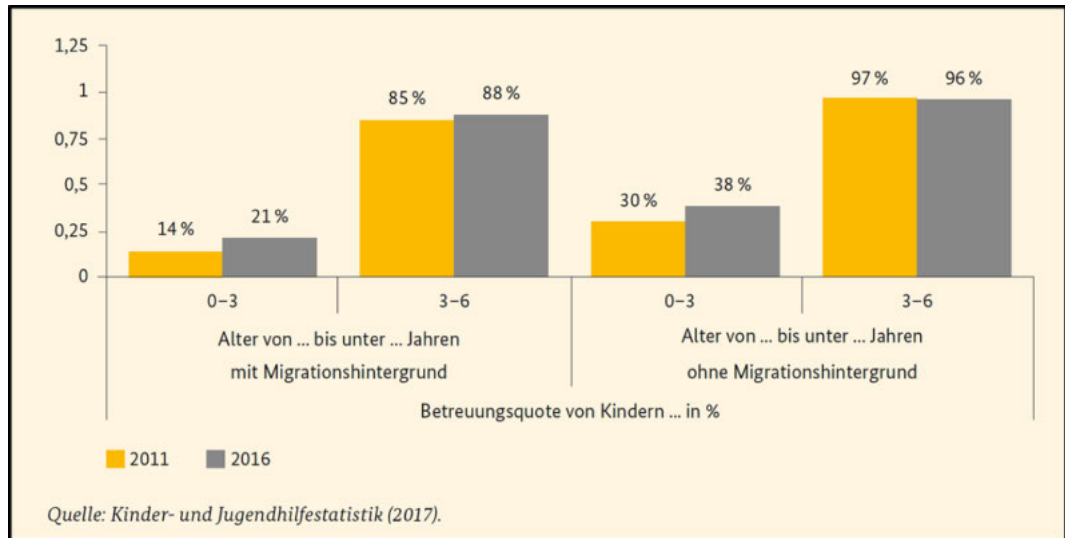


Abb. 3.6: Betreuungsquoten von Kindern unterhalb des Schulalters (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2017, S. 58)

Auch hier wäre ein Ansatzpunkt für die Soziale Arbeit in der Elternarbeit auszumachen, nämlich die Eltern dabei zu unterstützen, die Familie sich als einen autonom gestaltbaren Lebensraum anzueignen, der eben nicht allein nach Kinderbedürfnissen auszufüllen ist. Denn für Kinder der neuen Mittelschichtkultur wäre eine stärkere Refokussierung der Eltern auf die Erwachsenenwelt eine Entlastung, weil sie zum einen weniger „beelert“ werden und zum anderen weil die Eltern eine eigene Sphäre konstituierten, die wechselseitig den Kindern wiederum ihre eigene Sphäre eröffnet, in der sie Kind sein können.

Die Inhalte der geplanten und organisierten Kindzentriertheit beziehen sich wesentlich auf eine optimale formale Bildung als Grundlage für eine spätere individuelle Karriere.

Fokussierung auf formale Bildung

Der zentrale Planungsbezug des Familienlebens richtet sich auf die außerfamiliäre Kinderbetreuung. Ab dem Alter von drei Jahren ist die außerfamiliäre Betreuung quasi flächendeckend der Fall:

Den Daten in Abb. 3.6 kann man auch entnehmen, dass bezüglich der Kinderbetreuung im Kindergarten (3–6 Jahre) der Migrationshintergrund eine weitgehend nachgeordnete Rolle spielt. Das spricht auch für die Übernahme latenter, aber wirksamer Werte der hiesigen Familienkultur durch Einwanderer und deren Kinder (siehe Abschnitt 1.2.4).

Mit dem verstärkten Rückgriff auf Bildungseinrichtungen steigt auch die Bereitschaft der Eltern, die Verantwortung für die Kindererziehung tendenziell an organisierte Settings (Kindergarten, Schule) abzugeben. Dies entspricht auch der gesellschaftlichen bzw. kulturellen Erwartung an Eltern, dass sie mehr für den Arbeitsmarkt zur Verfügung stehen und weniger für die Familie. Die Förderung der Bildung der Kinder durch die Eltern strukturiert zunehmend die einstige Privatsphäre von Familien der neuen Mittelschichtkultur. Bildungsförderung der Kinder kann man, neben der Teilnahme am Arbeitsmarkt, als die zweite zentrale Erwartung an Eltern der Mittelschichtkultur heute herausstellen. Die Rollenerwartung an Mütter heute wären demnach: Als Mutter früh nach der Geburt

wieder arbeiten gehen und die Bildung der Kinder fördern. Väter sollen nach wie vor viel arbeiten, aber die eigenen Kinder mehr versorgen und mehr Aufgaben im Haushalt übernehmen (damit die Mütter mehr arbeiten gehen können).

Insgesamt forcieren Kindzentriertheit und Arbeitsbelastung der Mittelschichtfamilie die weitere Isolation bzw. Abkapselung der Familie von der Umwelt. Im Prinzip ist diese Isolation Ausdruck eines *hohen Maßes an gesellschaftlicher Anomie* (Durkheim). Die Welt wird zunehmend medial vorrepräsentiert wahrgenommen. Direkter Kontakt zu solchen Leuten, die die Dinge wirklich anders sehen als man selbst, gibt es immer weniger. Dies führt zu einem kollektiven Verlust der Konflikt- und Streitkultur. Korrektive an der eigenen, notwendigerweise selektiven und verzerrten Weltsicht nehmen ab. Daher kann sich jede Kernfamilie ein bisschen wie ihren „eigenen Indianerstamm“ wahrnehmen („neotribale“ Familie). Man unterhält Kontakte mit anderen, befreundeten „Familienstämmen“, die das Gleiche teilen.

3.4 Kultureller bzw. gesellschaftlicher Ausschluss der Familie der Unterschicht

Grundsätzlich wäre zu dem Phänomen der sozialen Ungleichheit eine eigene Studieneinheit sinnvoll. In der gebotenen Kürze möchte ich hier erstens darauf hinweisen, dass die Phase der Integration breiter Massen in die Industrie- und damit in Lohnarbeit, wie sie in den kapitalistischen Zentren bis 1970 für 2 oder 3 Generationen vorlag, eine Ausnahme darstellt. Seither findet eine Rationalisierung der Industrieproduktion statt, so dass in ihr immer weniger Arbeiter benötigt werden. Zweitens sorgte die Verstärkung der globalen Arbeitsteilung dafür, dass Arbeiter heute global um die weniger werdenden Arbeitsplätze „konkurrieren“, d. h., wenn heute bspw. in China 20 Arbeiter an einem Tag 1000 Fernseher herstellen, so haben dafür in den 60er-Jahren 1000 Arbeiter in Fürth 20 Tage gebraucht – so viel zur Größenordnung dieses Wandels. Das heißt, einfache Arbeit wird zwar gebraucht, irgendwer muss sie machen, aber die *einfache Arbeitskraft stellt keinen politischen Machtfaktor mehr dar*. Die Zeiten, in denen sie einen politisch relevanten Machtfaktor darstellte, endeten irgendwann zwischen den 70er- und 80er-Jahren des letzten Jahrhunderts. Das gilt für alle alten Industriestaaten.

Das ist der Hintergrund, vor dem gesellschaftlich mit der immer stärker werdenden formalen Bildungsorientierung und den Kampf um die Zugehörigkeit zur Mittelschicht (der wesentlich auf der Ebene der Konsumteilhabe läuft) reagiert wird.

Bewältigungsansätze der Folgeprobleme dieser Entwicklung (Niedriglohnsektor, Leiharbeit, die anhaltende **Exklusion** eines Drittels der Bürger in den Industriestaaten) lägen, wie immer, primär in der politischen Ökonomie und nicht in einem (vermeintlich) durch Schulbildung vermittelten, gesellschaftlichen Wettkampf um Statuspositionen.

Hinweis:

Damit ist bereits der zentrale Punkt für die Soziale Arbeit benannt: Fachkräfte sollten in der Arbeit mit entsprechend aus der Mittelschicht ausgeschlossenen Familien diesen Wettbewerbsdruck nicht unreflektiert reproduzieren. Für eine Rückgewinnung von Autonomie ist es für die Klienten wichtig, ihre Lebenssituation auch zu begreifen und etwa diesen Zusammenhang vor Augen zu haben!

Vor diesem Hintergrund gilt es nun die neue Unterschicht näher zu fokussieren.

Der Begriff der (neuen) Unterschicht kam vor knapp 15 Jahren auf und wurde, ähnlich wie der alternative Begriff „Prekariat“ (Dörre, 2008), kontrovers diskutiert (s. dazu das ganze Heft der Bundeszentrale für Politische Bildung zu „Abstieg – Prekarität – Ausgrenzung“ (Dörre, 2008)). Auslöser dieser Debatte war wesentlich die Einführung des ALG II im Zuge der Hartz-Reformen am 01.01.2005. Neu am ALG II war, dass es keine Statussicherung mehr erlaubte, wie es beim alten Arbeitslosengeld der Fall war. Damit ist gemeint, dass vor 2005 das Arbeitslosengeld manchmal über Jahrzehnte gezahlt wurde, in Abhängigkeit vom letzten Einkommen; es lag bei ca. 60 Prozent des letzten Nettoeinkommens. Das heißt, wenn Sie als gut bezahlter Facharbeiter, Gießer etwa, mit Mitte Vierzig arbeitslos geworden sind, hätten Sie im Zweifelsfall noch 20 Jahre lang ein zwar deutlich niedrigeres Arbeitslosengeld bekommen, das aber immer noch deutlich über dem Existenzminimum lag. Soziologen bezeichneten das alte Arbeitslosengeld deshalb als *statussichernd*. Damit war 2005 Schluss. Das seither zum Einstieg in eine Arbeitslosigkeit gezahlte, mit dem alten Arbeitslosengeld vergleichbare ALG I orientiert sich zwar auch an der Höhe des letzten Nettoeinkommens, wird in Abhängigkeit vom Alter aber nur für maximal zwei Jahre gezahlt. Das danach gezahlte neue ALG II hingegen orientiert sich am *Existenzminimum*, es wird als *existenzsichernd* bezeichnet.

Zweitens gerieten mit den Hartz-Reformen sehr viele alte Sozialhilfeempfängerinnen und -empfänger, die grundsätzlich als arbeitsfähig betrachtet wurden, auch in den Fokus des Arbeitsmarktes bzw. der ARGE; sie wurden für den Arbeitsmarkt aktiviert. Die Reform wurde und wird bis heute ambivalent gesehen und entsprechend kontrovers diskutiert. Einerseits wurde auf individueller Ebene mancher durch die Arbeit aus der sozialen Isolation geholt, andererseits wurde durch die Ausdehnung der „Reservearmee“ des Arbeitsmarktes und Einführung des ALG II überhaupt erst die Grundlage für den Billiglohnsektor gelegt.

Es gab in den ersten Jahren nach 2005 auch recht große Proteste gegen diese Reform von den Betroffenen, die sich vor allem um die statussichernde Wirkung des alten Arbeitslosengeldes „betrogen“ sahen.

Im hiesigen Kontext kann man die Hartz-Reform in gewisser Weise als den endgültigen sozialpolitischen „Sargnagel“ für die Reste des alten Arbeitsmilieus und seiner Werte und Normen sehen. Ähnliches gilt für randständige Milieus, die es sich teilweise seit Generationen in der Sozialhilfe „eingerichtet“ hatten. Beide Milieus sind in Teilen schon immer subkulturell gewesen, d. h., sie sind von den Werten und Normen der Mittelschicht abgewichen. Solange diese Milieus, insbesondere das Arbeitermilieu, aber eine eigene Kultur produziert haben, d. h. eigene Wohnviertel oder Nachbarschaften und eigene Vereine hatten, war diese Abweichung nicht dramatisch und subjektiv weniger folgenreich, insbesondere was die Sozialisation der Kinder anbelangte.

Dass also das Arbeitermilieu als kulturell tragfähiges nach und nach verschwunden ist, u. a. auch, weil man Facharbeiter mittlerweile kulturell der Mittelschicht zurechnen muss, ist es ratsam gewesen, andere Begriffe zur Beschreibung der unteren Einkommensgruppen zu suchen. Da im Zuge dieses Prozesses die neue Mittelschichtkultur *dominant* wurde, ist der Begriff der (neuen) Unterschicht meines Erachtens sinnvoll, weil er die Differenz und die Nichtzugehörigkeit zur Mittelschicht hervorhebt. Wegen des Zerfalls eines tragfähigen eigenen Arbeiter- bzw. randständigen Milieus ist die neue Mittelschicht auch zum Maßstab für die Angehörigen der unteren Schichten geworden. Das macht ihre Exklusion härter als in früheren Zeiten, in denen ihre Angehörigen über eigene kulturelle Milieus verfügen konnten.

Merksatz: Exklusion und Inklusion:

Die Begriffe **Inklusion** und **Exklusion** (oder: **gesellschaftliche Teilhabe** bzw. **gesellschaftlicher Ausschluss**) beschreiben das Verhältnis zwischen Individuen und ihren Familien zur „Gesellschaft“. Da der Begriff der Gesellschaft ja eine Realabstraktion vollzieht, hat das Verhältnis viele Ebenen (sozial, kulturell, ökonomisch etc.). Das heißt, **Exklusion** und **Inklusion** sind auf den verschiedenen Ebenen unterschiedlich ausgeprägt wirksam.



3.4.1 Wer gehört zur neuen Unterschicht?

Aus einer familientheoretischen Sicht konnten Kinder aus dem Arbeitermilieu in den Jahrzehnten nach dem zweiten Weltkrieg, bis etwa in die Neunzigerjahre, recht zahlreich in die Mittelschicht aufsteigen; hier sprechen die Sozialstrukturforscher von einem *kollektiven Fahrstuhleffekt* der deutschen Gesellschaft. Die Aufstiegsdynamik hat nachgelassen, d. h., wer noch nicht aufgestiegen ist aus der Unterschicht, hat es ungleich schwerer als ein oder gar zwei Generationen zuvor. Daher gibt es heute eine recht große Gruppe von Individuen bzw. Familien, die den unteren Statusgruppen zugeordnet werden – *jemand* muss ja auch die einfacheren Arbeiten machen.

Die politische Frage ist, zu welchem Preis und unter welchen Lebensbedingungen macht man die einfachen Arbeiten?

Die heutigen Arbeiter rekrutieren sich bekanntermaßen erstens aus Einwanderern, die oft mit der Migration einen Statusverlust in Kauf nehmen müssen. Zweitens sind bei Leibe nicht alle Kinder der „eingeborenen“ deutschen Arbeiterfamilien bzw. des randständigen Milieus aufgestiegen.

Es gab viele Modernisierungsverlierer, die die Rationalitätsanforderungen der Aufstiegsmobilität der Nachkriegsjahrzehnte nicht bewältigen konnten und entsprechend randständig wurden bzw. blieben. Wenn Sie heutige randständige Familien, die pejorativ oft als „Sozialamtsadel“ bezeichnet werden, in mehrgenerationaler Sichtweise betrachten, dann lässt sich i. d. R. ein Scheitern an den Rationalitätsanforderungen in den 50er- bis 70er-Jahren ausmachen (so auch bei den Eltern von Sandra im Beispielgenogramm). Meist liegen diesem Scheitern an den Rationalitätsanforderungen der Aufstiegsmobilität in Deutschland Kriegsfolgen zugrunde: tote und kriegstraumatisierte Väter, überforderte alleinerziehende Mütter und drittens die traumatischen Folgen der Vertreibung für die Vertriebenen, von denen ja viele aus sehr archaischen, agrarisch geprägten deutschen Siedlungsgebieten im Osten Europas kamen. Diese Gemengelage wirkt tatsächlich in vielen Familien wie ein soziales Erbe bis heute fort. Die Traumaforschung geht davon aus, dass Traumatisierungen familiär drei Generationen nachwirken (das Mädchen Marleen, Jg. 2006, wäre ein Beispiel). Die Betroffenen (und die mit solchen Familien ja oft seit Jahrzehnten befassten Jugendämter) haben in der Regel leider keinen Begriff von diesem Zusammenhang und entsprechend bekommen solche Familien keine Hilfen, außer der „gelernten Hilflosigkeit“. Wenn man sich in dieser einmal eingerichtet hat, ist es schwer, wieder autonom zu werden (s. aktuell zu britischen bzw. schottischen Angehörigen zur Unterschicht, deren Ausschlusserfahrungen und ihrer zugeschriebenen wie erlernten Hilflosigkeit: McGarvey, 2019). Der gesellschaftliche Ausschluss solcher Familien wird in gewisser Weise immer umfassender, je mehr die neue Mittelschicht ihren ökonomischen wie bildungsmäßigen Vorsprung verteidigt.

Nun gibt es freilich auch viele Kinder, aus mehr oder weniger stark exkludierten Familien, oft mit Einwanderungshintergrund, die selbst Familien gründen und vor dem eigenen sozialisatorischen Hintergrund der traditionellen Arbeiterkultur heute ihre Kinder erziehen. Stichpunktartig möchte ich deren Situation in sozialarbeiterischer Hinsicht nachfolgend charakterisieren:

3.4.2 Charakteristika der Familien der (neuen) Unterschicht

- Grundsätzlich stehen die Familien, die nicht zur Mittelschichtkultur, sondern zur Unterschicht gehören, unter dem Druck, die *Bildungsanforderungen* und die *Konsumstandards*, insbesondere bezogen auf die Kinder, irgendwie zu erreichen.
- Allerdings sind die Eltern der Familien der Unterschicht oft *formal „bildungsfern“*, d.h., sie haben geringe formale Bildungsabschlüsse. Ihr Schulbesuch war oft unerquicklich; dies gilt es in der Arbeit mit „bildungsfernen“ Eltern zu berücksichtigen.
- Interessant ist, dass die Sozialisation in der Unterschicht oft noch relativ wenig kindzentriert erfolgt. Die Erziehung ist in Resten oft noch traditionell, insbesondere unter Bedingungen der Migration: Die Kinder werden auf Respekt, Disziplin und Achtung konkreter anderer hin sozialisiert.
- Ein anderer Rest der traditionellen Sozialisation, nämlich die Kinder oder Geschwister phasenweise sich selbst zu überlassen, ist unter Bedingungen von Fernsehen, Smartphone, Internet und Playstation allerdings extrem problematisch, weil der Medienkonsum, insbesondere für kleine Kinder, absolut schädlich ist und stark reglementiert gehört. Was also im Rahmen eines dörflichen Umfeldes oder des Arbeitermilieus völlig in Ordnung und hinsichtlich Kooperationsfähigkeit förderlich war, kann unter Bedingungen der medialisierten Haushalte katastrophale Folgen haben. Hier ist die Soziale Arbeit gefordert, Eltern entsprechend aufzuklären.
- Bei Einwanderungshintergrund aus endogamen kommunitären Kulturen kommt eine stark geschlechtsspezifische Sozialisation hinzu: Die Jungen werden in endogamen kommunitären Familien recht oft noch in traditioneller Hinsicht in eine Männerrolle sozialisiert, die qua Geschlecht den Frauen kulturell überlegen sein soll. Diese innerfamiliäre Hervorhebung des männlichen Geschlechts ist der familiärsozialisatorische Hintergrund für die große Differenz hinsichtlich des Bildungserfolges zwischen den Mädchen und den Jungen aus diesen Einwandererkulturen. Die Brüder sind oft weniger leistungsbereit als ihre Schwestern, weil sie ja keine Leistung erbringen müssen, um etwas Besonderes zu sein. Sie fühlen sich wegen der dann oft folgerichtig empfangenen schulischen Kritik missverstanden und deplatziert.
- Schließlich kann man sagen, dass die Unterschicht grundsätzlich unter dem Verschwinden nachbarschaftlicher Vergemeinschaftungen insofern leidet, dass die Sozialisation in der Arbeiterfamilie stark außerhäuslich und von Kindern wie Erwachsenen anderer Familien solidarisch mitgetragen war. An diesem Problem setzen die Methoden der Vernetzung und Sozialraumarbeit der Sozialen Arbeit an.

Übung 3.1:

Überlegen Sie bitte: Was sind die Folgen der unterschiedlichen Sozialisationen in der neuen Mittelschichtkultur und der in Resten vom Arbeitermilieu geprägten neuen Unterschicht für die Kinder bzw. die Kultur unserer Gesellschaft?



Für die Soziale Arbeit sollte die **gesellschaftliche Ausschlusserfahrung** der neuen Unterschicht bzw. der Reste des traditionellen Arbeitermilieus nach meinem Dafürhalten der zentrale Ausgangspunkt für Interventionsüberlegungen sein. Die Familien der neuen Unterschicht sind insbesondere hinsichtlich des meritokratischen Bildungswettbewerbs eigentlich zum „Verlieren“ verurteilt, weil die Angehörigen der Mittelschicht in der Regel über Ressourcen verfügen, ihren Vorsprung zu verteidigen. Allerdings bietet vor dem Hintergrund, dass Mittelschichtkinder vor allem studieren sollen, das duale Ausbildungssystem gute Entfaltungsmöglichkeiten für Kinder der neuen Unterschicht.

3.5 Schlussfolgerungen für die Soziale Arbeit

Für Pädagogik und Soziale Arbeit folgt aus dem Dargelegten bzw. Mittelschicht und Unterschicht, dass für Kinder heute die Möglichkeit, offen Erfahrungen zu sammeln, abnimmt.

Das heißt, die *erfahrungsbasierte soziale* Konstruktion der Wirklichkeit des Kindes wird von einer primär *subjektiven* Konstruktion abgelöst, die v. a. aus den eigenen Wünschen und den elterlichen Wünschen bezüglich des Kindes besteht. Darüber vermittelt bleiben heutige kulturelle Ideale und Ideologien der Karrierelogik wie des Konsums (Streeck, 2012) weitgehend unhinterfragt und unkritisiert.

Das Wünschen und ihrer Befriedung konstitutionslogisch vorgängige Realitätsprinzip gerät aus dem subjektiven Blickfeld sowohl der Unterschicht- als der Mittelschichtangehörigen – und holt vor allem die Unterschicht irgendwann umso schmerzhafter ein. Der Verlust an erfahrungsbasiertem sozialem Realitätsbezug wird von vielen Kindern und Jugendlichen (aber auch Eltern) durch virtuelle Realität (Internet, Smartphone) aufgefüllt. Die virtuelle Realität an sich birgt aber nicht die Möglichkeit authentischer Erfahrungen (Zizek, 2017), was in der Summe einen sich selbst verstärkenden Kreislauf darstellt. Den Sinn dieser kulturellen Dynamik könnte man weiterhin in politisch-ökonomischen Hinsichten ausdeuten.

Man kann hier die einfache wie für die Sozialpädagogik fundamentale Aufgabe ableiten, Kindern unkontrollierte Erfahrungsmöglichkeiten zu eröffnen und Eltern dazu anzuhelfen, diese ihren Kindern auch einzuräumen.

Visueller Medienkonsum ist vor diesem Hintergrund keine Erfahrungsmöglichkeit. Erfahrungen können nur *mit anderen* oder *allein an und mit Gegenständen* (realen wie fiktionalen) gemacht werden.

Zusammenfassung

Der erste demografische Übergang besteht in einer Anpassung der Geburtenrate an veränderte bzw. verbesserte Umweltbedingungen (verbesserte medizinische Versorgung, sinkende Kindersterblichkeit, steigende Lebenserwartung) im Zuge der Enttraditionalisierung und des Bildungsaufbaus. Dieser Prozess hat mittlerweile fast alle Staaten der Erde erfasst. Er geht mit einem Ausbau der qualitativen Sozialisationsstrategie einher. Das einzelne Kind rückt mehr in den Fokus; ökonomisch ausgedrückt: Eltern investieren ihre Ressourcen in weniger Kinder, jedes Kind bekommt dann mehr ab.

Der zweite demografische Übergang ist ein spezielles Phänomen der entwickelten Industriestaaten nach 1968 (und im ehemaligen Ostblock nach 1989) und bezeichnet das Sinken der Geburtenrate unter das Erhaltungsniveau einer Population. Das Jahr 1968 steht als Symbol für die weitreichende Enttraditionalisierung. Letztere führt zur heutigen Dominanz der heutigen bzw. neuen Mittelschichtkultur.

Die „neue Mittelschichtkultur“ zeichnet sich durch die folgenden vier Merkmale aus: stark *gesunkener Stellenwert des Paares*, wechselseitig eine starke *Zunahme der Kindzentriertheit* der Familie. Weiterhin eine *starke Organisation und Verplanung des Familienlebens*, Ziel dieser Rationalisierung von Familie ist die Orientierung der Eltern auf formalen *Bildungserfolg* der Kinder (Schulabschluss) und Offenhalten von *Karrieremöglichkeiten*. Die Kindzentriertheit hat die negative Folge, dass Erfahrungsmöglichkeiten von Kooperation und Handlungsautonomie in der neuen Mittelschichtkultur abnehmen.

Die Familie der neuen Unterschicht ist vor allem darüber charakterisierbar, dass sie von der dominanten neuen Mittelschichtkultur abweicht. Das haben die alte Arbeiterfamilie und die randständigen Milieus dereinst bezüglich der alten Mittelschicht auch getan. Dies war aber weniger folgenreich, weil beide Milieus eine eigene, tragfähige (Sub-)Kultur teilten. Das ist heute nicht mehr der Fall. Die Abweichung äußert sich in einem mehr oder weniger starken Ausschluss vor allem hinsichtlich Bildung und Konsum.

Aufgaben zur Selbstüberprüfung

- 3.1 Wann fand der erste und wann der zweite demografische Übergang statt?
- 3.2 Welche vier Aspekte charakterisieren die neue Mittelschichtkultur?
- 3.3 Was charakterisiert die (neue) Unterschicht? Woraufhin bestehen Exklusionsrisiken?
- 3.4 Warum ist die gesellschaftliche Orientierung am meritokratischen Prinzip für die Kinder „bildungsferner Eltern“ problematisch?

Schlussbetrachtung

Zentral an diesem Beitrag ist der Zugang zur Familie als am meisten elementaren Gegenstand des Sozialen. Autonomie konstituiert sich schon immer in der Kernfamilie, das ist bereits bei frühen menschlichen Jäger- und Sammlerkulturen (für die die Buschmänner als Modell stehen) so. Von diesem Ausgangspunkt am Anfang der Entwicklungsgeschichte eröffnet das Todd'sche Familienmodell einen Erklärungsversuch des groben historischen Entwicklungsweges der Familie (Stufen der Patrilinearisation) bis heute. Die Darstellung dieser Entwicklung wird in diesem Studienheft um die Details der Entwicklung der modernen Familie (ausgehend von der bürgerlichen Familie) ergänzt und mündet in die Darstellung der heutigen Situation von heutiger bzw. neuer Mittelschichtkultur und neuer Unterschicht. Dabei wird das Binnenverhältnis der Kernfamilie ausführlich erläutert und deren Dynamik und Struktur erklärt.

Für die Soziale Arbeit sind nach meinem Dafürhalten drei Aspekte dieses Studienheftes zentral. Sie können erstens viel Fachwissen über Familie kennenlernen, das Ihnen hoffentlich einen Anlass zur Reflexion Ihrer bisherigen Überzeugungen hinsichtlich Familie ermöglicht. Außerdem sollten die Kulturgebundenheit und Determiniertheit von Familie bzw. Familialität deutlich geworden sein – und schließlich auch ihre Universalität, die ihren Ausgangs- und Endpunkt in der Liebe des Paares besitzt, wiewohl die Liebe auch ein flüchtiges Gut darstellen kann.

A. Bearbeitungshinweise zu den Übungen

Kapitel 1

1.1 Hier gibt es naturgemäß keine Lösung!

Interessant wäre es für Sie herauszubekommen, inwiefern ihre Familie eine typische Modernisierungsdynamik durchlaufen hat und inwiefern ihre Herkunftsfamilie von Migrationen bzw. Vertreibungen (u. a. als Folge des zweiten Weltkriegs) betroffen war!

Eine typische Modernisierungsdynamik liegt vor, wenn Ihre Großeltern oder Urgroßeltern aus dem ländlichen Milieu stammen (große oder kleine Bauern, Landarbeiter) und dann über das Arbeitermilieu bzw. die alte Mittelschicht eine Mobilität bzw. Migration aus dem traditionellen ländlichen Raum in die Ballungsräume, aber auch die größeren Orte des ländlichen Raums stattgefunden hat.

Weiterführende Migrationsprozesse aus anderen Ländern oder durch Vertreibung haben in sich nochmals ein krisenhaftes Potenzial, weil die sozialen Netzwerke (das soziale Kapital nach Bourdieu) meist verloren ist. Deshalb gehen solche weiterführenden Migrationen oft mit einem Statusverlust bzw. sozialen Abstieg einher.

1.2 Die Diskussion kann naturgemäß vielgestaltig erfolgen.

- a) Wladimir Illytsch Uljanow (1870–1924), genannt Lenin, kommunistischer Revolutionär, Führer der Bolschewiken und Gründer der Sowjetunion. Ausschnitt (Punkt drei) aus dem ursprünglichen Entwurf der Resolution des X. Parteitags der kommunistischen Partei Russlands über die syndikalistische und anarchistische Abweichung in unserer Partei (März 1921).

Antwortskizze: Hier sind die beiden zentralen Aspekte, dass die werktätige Masse bzw. das Proletariat gleichberechtigt ist, es also keine interne Differenzierung und Hierarchisierung gibt (= Wert der Gleichheit). Zugleich braucht es aber eine Autorität (die Partei), welche die Masse vereint, organisiert und erzieht (Wert der Autorität). Die passende Familienkultur ist die der kommunitären Familie, die in ihrer exogamen Variante in Russland und China dominant war bzw. deren Werte dort noch dominant sind, und eine Begründung der Nähe beider Länder zur Ideologie des Kommunismus erlauben. (Viele Länder der endogamen kommunitären Familie, insbesondere die der arabischen Welt, hatten nach dem zweiten Weltkrieg eine kommunistische oder sozialistische Episode, die dann vom Islamismus abgelöst wurde, der als Ideologie ähnlich funktioniert: Die gläubige Masse ist gleich, sie braucht einen charismatischen wie autoritären Führer, der sie organisiert.)

- b) Thomas Jefferson (1743–1826); dritter amerikanischer Präsident (1801–1809), zentraler Autor der Unabhängigkeitserklärung von 1776; einer der wichtigsten Staatsdenker der USA. Sinnspruch von Jefferson an der Wand des Lesesaals der Kongressbibliothek in Washington, D. C.

Originaltext: The earth belongs always to the living generation. They may manage it then and what proceeds from it as they please during their usufruct.

Antwortskizze: Zentral ist das Prinzip der Freiheit zwischen den Generationen insofern, als jede lebende Generation die Erde ausbeuten darf. Das heißt, es gibt keine Alten, keine Tradition bzw. Glauben oder Prinzip, die die lebende Generation dabei einschränkt. Das Prinzip der Ungleichheit (zwischen den Generationen) kann man in der Formulierung „as they please“ (also nach Gutdünken) ausmachen: Jeder wie er will (im Zweifelsfall auch auf Kosten der kommenden Generationen); sie ist allerdings eher am Rande thematisch, Freiheit und generationale Ungebundenheit stehen im Vordergrund.

- c) Adolf Hitler (1889–1945), deutscher Reichskanzler, Führer bzw. Diktator des Dritten Reichs; treibende Kraft der Massenvernichtung der europäischen Juden. Ausschnitt aus: Mein Kampf, 1940 [1925], München: Franz Eher Nachfahren, S. 493.

Hitler begreift erstens Unterordnung unter Autorität als grundsätzliches Prinzip, sowohl weltweit als auch in einem Volk. Die Untergeordneten sind nun zweitens intern auch nicht gleich (wie in den kommunitären Familienkulturen), sondern ungleich. So weit – so deutsch, könnte man sagen.

Für Hitler und viele, nicht nur deutsche, sondern auch angloamerikanische Rassisten kam nun noch die abwegige Überzeugung hinzu, dass Völker keine kulturellen Phänomene, sondern rassistisch begründet sind. Die Position der rassistisch differierten Völker zueinander bestimmte sich für Hitler über rassistische Selektion und Kampf (die angloamerikanischen Rassisten sahen ihre Höherwertigkeit hingegen interessanterweise eher durch Auserwähltheit vorgegeben). Richter in diesem Kampf ist für Hitler schließlich die Natur. Hitler spricht bezüglich der Natur, deren Urteil sich die Völker in ihrem Ringen miteinander unterwerfen müssten, von der „grausamen Königin aller Weisheit“.

Die These von der Verschiedenheit der Völker hat ideengeschichtlich im deutschsprachigen Raum auch zu pluralistischen Konzepten geführt (Herder, Hegel), die keine grundsätzliche (d.h. rassistische oder biologische) Hierarchisierung der Völker oder Kulturen aufwiesen. Zu deren Verständnis muss man andere Bildungstraditionen als die der deutschen Familienkultur heranziehen, diese Traditionen sind vor allem in der Aufklärung und im deutschen Idealismus zu sehen.

- 1.3 Hier kann man vieles anführen, insofern gibt es keine wirkliche Lösungsskizze:

- a) Ein paar Beispiele: Die deutsche Geisteskultur, insbesondere die der idealistischen Philosophie (Kant, Hegel) wäre hier zu nennen, die wesentlich darin charakterisierbar ist, dass sie in Zusammenhängen denkt, also vom Zusammenhang und nicht vom isolierten Phänomen ausgeht. Dieses Denken kann man bis in die jüngste Vergangenheit, in Resten bis heute, in den Einzeldisziplinen nachverfolgen; mit PISA, welches das US-amerikanische Bildungswesen zur Grundlage hat (Münch, 2009), und den Hochschulreformen ist damit allerdings jetzt Schluss. Die angelsächsische Geisteskultur hat hingegen v.a. den Liberalismus hervorgebracht, der am einzelnen Subjekt seinen Ausgangs- und Endpunkt hat (Locke, Hume) und den Positivismus, für den der Zusammenhang immer etwas weniger Interessantes darstellt.

Ferner sind die klein- und mittelständischen Familienunternehmen natürlich ein Paradebeispiel für die Stammfamilienkultur und deren Fortwirken bis in die Gegenwart.

Autoritäre Tendenzen kann man in vielen politischen Feldern und Parteien ausmachen. Vor allem kommen diese darin zum Ausdruck, dem anderen bzw. dem Bürger (autoritär direkt oder pädagogisch verbrämt) vorzuschreiben, was er oder sie machen soll, und nicht einfach rechtlich zu regulieren und auf die Autonomie und Vernunft der Leute zu vertrauen; siehe zuletzt etwa die Forderungen im Rahmen der Debatten um Klimaschutz.

- b) Für Migranten aus endogamen kommunitären Familienkulturen hat, im Vergleich zu den Gesellschaften, in die sie eingewandert sind, die Familie in der Regel einen sehr viel höheren Stellenwert. Dies wird diskursiv meist über den Begriff der Ehre und die Achtung der Eltern thematisiert. Wechselseitig folgt daraus, dass eine Trennung oder Scheidung in Familien dieser Herkunftskulturen sehr viel mehr problematisiert wird (und entsprechend selten vorkommt). Ferner ist auch interessant zu erforschen, wie die Kinder und Enkel der eingewanderten Generation sich hinsichtlich der endogamen Familienkultur ihrer Vorfahren und der dominanten Familienkultur der Lebenswelt verhalten. Es gibt, wenn man genau hinschaut, diesbezüglich viele interessante Verlaufsformen und Mischungsverhältnisse, also manches wird beibehalten, manches wird aufgegeben bzw. erfolgt eine Anpassung. Die Anpassung hinsichtlich der niedrigen deutschen Geburtenrate erfolgt etwa schon binnen einer Generation.

Kapitel 2

- 2.1 „Lösungsskizze“ (bei dieser Übung gib es natürlich kein richtig oder falsch): Aus soziologischer Sicht kann man sagen, dass es seit den späten sechziger Jahren die starke Tendenz gibt, dass die von Parsons beschriebenen qualitativen Funktionen der Familie weniger eindeutig den Vätern bzw. Müttern zugeordnet werden. Die zunehmende Berufsbeteiligung auch von Müttern (und die verstärkte Karriereorientierung beider Geschlechter) trägt zu der Auflösung der von Parsons unterschiedenen gesellschaftlichen Erwartungen an Frauen als Mütter und Männer als Väter bei. Die Aufgaben der instrumentellen und expressiven Rolle bestehen aber fort. Eine Konsequenz ist, dass Paare heute diese Aufgaben familienintern selbst verteilen. Das ist kaum ein bewusster und intentional geplanter Prozess, sondern das machen sie, in dem sie ihr Familienleben führen, was Soziologen „doing family“ nennen und untersuchen (Maiwald, 2009). Der zweite Aspekt ist in einigen Milieus (urbane, liberale Milieus) dergestalt unter Druck geraten, dass die generationale Differenz selbst negativ gesehen wird, im Sinne einer generellen negativen Bewertung von Autoritätsverhältnissen. Ein partnerschaftliches Verhältnis wird hingegen in vielen Familien seitens der Eltern angestrebt. Dies erhöht die Nähe zu den Kindern (Dornes, 2012), das macht dann die Errichtung der Elternposition schwieriger und für die Kinder wird die Ablösung schwieriger, weil viele Eltern die Kinder in dem mehr partnerschaftlichen Verhältnis stark an sich binden.
- 2.2 Rumpelstilzchen handelt ja u. a. davon, dass ein prahlerischer Müller seine Tochter an den König „verkauft“, um aus Stroh Gold zu spinnen. Ein kleines Männchen, das zaubern kann, hilft ihr wiederholt und fordert schließlich ihr erstes Kind als Preis für seine Zauberkünste. Die Mutter will das Kind aber behalten, was dann ja auch am Ende glückt.

Das Märchen thematisiert in dieser Hinsicht das alte Phänomen des Kindesraubs bzw. des Verkaufs Neugeborener an Individuen, die keine Kinder bekommen können. Zum Thema der Leihmutter passt das Märchen ja insofern, dass es eine Notsituation gibt, die den Verkauf des Kindes erzwingt. In der Regel ist die Leihmutter durch ein ökonomisches Gefälle zwischen Leihmutter und „Auftragsmutter“ begründet, was man als Analogie sehen kann. Typischerweise verkaufen solche Mütter ihren Körper bzw. ihre Kinder, die in einer Not sind, sei es innerlich oder äußerlich (oder beides).

Hänsel und Gretel ist eine Variation der Thematik der Eltern, die ihre Kinder „hergeben“. Hier wollen die Eltern (die Stiefmutter anstelle der Mutter ist eine Glättung des alten Märchens) ihre Kinder, die vielleicht schon zu alt zum Verkauf sind, aussetzen, weil sie nichts zu essen haben, d.h., diese Eltern entziehen sich – im Märchen aus Verzweiflung und Sadismus – ihrer elterlichen Sorge.

Kapitel 3

- 3.1 Man kann hier die Sozialisation in der Mittelschicht mit dem latenten Sozialisationsziel der psychologischen (bzw. psychischen) Autonomie der in Resten traditionellen Sozialisation im Arbeiter-, bäuerlichen und randständigen Milieu gegenüberstellen, welche viel mehr auf eine relativ frühe Handlungsautonomie der Kinder abzielt.

Die psychologische Autonomie ist verbunden mit Erziehungszielen wie Selbstständigkeit, Diskursfähigkeit und großer Nähe der Eltern zum Kind.

Handlungsautonomie geht wie selbstverständlich mit der Sozialisation zur Einpassungs- oder Unterordnungsbereitschaft und Kooperationsfähigkeit einher.

Die Sozialisationskonstellationen unterscheiden sich auch: Die Sozialisation in der neuen Mittelschichtkultur beruht vor allem auf (i) Zweierkonstellationen, anfangs zwischen Eltern oder Betreuer und einzelner Kind und (ii) organisierter Gruppenkonstellationen, d.h., dass Kinder in einer Gruppe von einem Erwachsenen betreut und im Zweifelsfall „kontrolliert“ werden.

Die (in Resten) traditionelle Sozialisation beruht hingegen auch auf mehr oder weniger altersgemischten Kindergruppen, im Dorf (ländlicher Lebensraum) oder im Hof (Arbeitermilieu), die wenig oder gar nicht von Erwachsenen kontrolliert werden. Die Bereitschaft der Eltern bis weit in die alte Mittelschicht hinein, ihre Kinder solchen unkontrollierten Konstellationen nachmittags nach der Schule auszusetzen, ist mit der Zunahme der Kindzentriertheit in den letzten ca. 20 Jahren stark zurückgegangen.

Die Folgen für die Kultur unserer Gesellschaft sind vor allem eine Abnahme der Kooperationsfähigkeit der Jugendlichen und jüngeren Erwachsenen in Konstellationen mit mehr als zwei Personen. Dafür hat die Fähigkeit, in Organisationen (quasi unter latenter Dauerkontrolle) strategisch agieren zu können, zugenommen.

Die Sozialisation zur psychologischen Autonomie kann man als haltungsmäßige Grundlage für die stark außengeleitete Karriereorientierung der heutigen Berufswelt sehen.

B. Lösungen der Aufgaben zur Selbstüberprüfung

Kapitel 1

- 1.1
- Die biologisch-soziale Doppelnatur (Reproduktions- und Sozialisationsfunktion);
 - Besonderes Kooperations- und Solidaritätsverhältnis;
 - Generationendifferenzierung.
- 1.2
- Erste Dimension: Geschwisterbeziehungen mit den Ausprägungen *Gleichheit* (Equality) oder *Ungleichheit* (Inequality).
 - Zweite Dimension: Verhältnis der Kinder zu den Eltern mit den Ausprägungen *Autorität* (Authority) oder *Freiheit* (Liberty).
- 1.3
- Stufe null: absolute und egalitäre Kernfamilie
- Stufe eins: Stammfamilie
- Stufe zwei: exogame kommunitäre Familie
- Stufe vier: endogame kommunitäre Familie
- 1.4
- Todds These lautet, dass Individuen, „Eingeborene“ wie Eingewanderte, sich an manche Werte nur schwach binden bzw. sie zumindest dulden, weil diese Werte für sie subjektiv keine große Rolle spielen. In der Summe führe diese schwache individuelle Bindung an Werte dazu, dass traditionelle Werte, quasi in einem Gedächtnis der Orte dennoch fortbestehen, also in der Summe latente starke Werte sind. So kann man das Fortbestehen von nationalen Eigenarten erklären, ohne dies den einzelnen Individuen als Eigenschaften zuzuschreiben.

Kapitel 2

- 2.1
- Instrumentell unterlegen (Sohn/Bruder); expressiv unterlegen (Tochter/Schwester); instrumentell überlegen (Vater/Gatte); expressiv überlegen (Mutter/Gattin).
- 2.2
- **Nichtrollenförmigkeit:** Alles muss in der Beziehung thematisch sein können (Basiskriterium der diffusen Sozialbeziehung).
 - **Nichtaustauschbarkeit:** Die Paarbeziehung gründet darauf, dass die Personen nicht austauschbar sind.
 - **Erotische Solidarität:** Die Paarbeziehung gründet auf einer „Körperbasis“, d.h. einer gemeinsamen (genitalorientierten) Sexualpraxis.
 - **Affektive Solidarität:** Die Paarbeziehung gründet auf einer auf Dauer gestellten emotionalen Bindung der Partner aneinander.
 - **Unbedingte Solidarität:** Die Paarbeziehung gründet auf einem grenzen- und kriterienlosen wechselseitigen *Vertrauen*.
 - **Solidarität des gemeinsamen Lebensweges:** Die Paarbeziehung ist ursprünglich zeitlich unbegrenzt.

- 2.3
- Vor allem hinsichtlich der erotischen Solidarität; diese ist zwischen den Eltern und Kindern nicht sexualisiert (Inzesttabu)!
 - Ferner hinsichtlich der Nichtrollenförmigkeit, dass die Eltern zwar durchaus alle Themen, die die Kinder beschäftigen, aufgreifen und mit den Kindern auch thematisieren, aber auf eine für Kinder *altersangemessene* Weise, was eine Einschränkung der Diffusität darstellt.
 - Der weitere kleinere Aspekt betrifft die zeitliche Unbegrenztheit. Man bleibt zwar subjektiv immer Kind seiner Eltern, auch wenn diese längst tot sind, allerdings stellen Auszug aus dem elterlichen Haushalt und eine eigene Familiengründung doch gewichtige Zäsuren dar.
- 2.4 Aus heutiger Sicht unterscheidet man die ödipale Krise bei Jungen und Mädchen nicht mehr grundsätzlich geschlechtsspezifisch.

Für beide sind das Begehren des i. d. R. gegengeschlechtlichen Elternteils und die Konkurrenz mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil zentral für die Konstellation. Die Krise besteht für beide darin zu realisieren, dass sie mit ihrem Begehren in der Paarkonstellation real nicht zum Zuge kommen können. Diese Ausschluss Erfahrung erzeugt die narzisstische Kränkung, die am Anfang der Überwindung der ödipalen Krise steht. Die „Kastrationsdrohung“ (Freud) darf man daher nicht verkürzt konkret verstehen, sie bezeichnet vielmehr etwas Abstraktes, sie bezieht sich auf den Verlust des Glaubens des Kindes an die Wirksamkeit seiner omnipotenten Wünsche.

Der „Penisneid“ der Mädchen auf die Jungen ist freilich nach wie vor relevant, aber es hat sich gezeigt, dass die Jungen den Mädchen auch etwas unbewusst neiden, nämlich deren Fähigkeit als Frau Kinder kriegen zu können. Das können Männer nicht! Über diese Potenz verfügen nur Frauen. Das Zeugen kann dem nicht das Wasser reichen.

Der jeweilige bzw. wechselseitige Mangel verweist konstitutionstheoretisch wie *durchaus auch aus Sicht der Kinder* die Geschlechter aufeinander. Die Verwiesenheit kommt in der Formulierung zum Ausdruck, dass das Geschlecht in zwei Ausformungen erscheint, die in einem spannungsvollen Passungsverhältnis zueinander stehen.

Kapitel 3

- 3.1 Ende des 19. Jh. fand der erste demografische Übergang statt. Der zweite demografische Übergang folgt der „Kulturrevolution“ von 1968, allerdings gab es seit dem ersten Weltkrieg immer wieder Phasen in Deutschland (und anderen Ländern), in denen die Geburtenrate unter das Reproduktionsniveau gesunken ist.
- 3.2
- Kultureller Verlust des Stellenwerts des Paares
 - Starke Zunahme der Kindzentriertheit
 - Starke Zunahme der Organisation und Verplanung des Familienlebens
 - Starke Orientierung der Eltern auf formalen Bildungserfolg der Kinder und deren mögliche individuelle Karriere

- 3.3 Da Arbeiter- und randständiges Milieu als eigenständige Subkulturen nicht mehr oder nur noch in Resten existent sind, ist die (neue) Unterschicht darüber charakterisierbar, dass ihre Angehörigen die Standards der heutigen Mittelschichtkultur nicht erreichen. Daher sind die Exklusions- bzw. Ausschlussverfahren hinsichtlich formaler Bildung und Konsumteilhabe zentral.
- 3.4 Im Prinzip sind die bildungsspezifischen kulturellen Vorsprünge der Eltern der Familien der Mittelschicht gegenüber (vor allem auch Einwandererfamilien → Sprache) der neuen Unterschicht nur schwer aufholbar. Dies suggeriert aber das meritokratische Prinzip, welches eine Kombination aus Begabung und Leistung als Kriterium für die faire Zuteilung einer gesellschaftlichen Position ausgibt. Das ist freilich nicht grundsätzlich falsch, es gibt weite Aufstiege aufgrund von Leistung und „guten Ausgangsbedingungen“. Allerdings kann eine Fixierung auf das meritokratische Prinzip dazu führen, die gesellschaftliche Ungleichverteilung der Ressourcen der „guten Ausgangsbedingungen“ zu vernachlässigen.

Ein Problem ist aus einer relativen Bildungsexklusion, konkret einem Hauptschulabschluss, erst dadurch geworden, dass mit diesem Abschluss heute meist nur prekäre Arbeitsverhältnisse zugänglich sind und kaum noch würdevolle. Die eigentlich politische Dimension des gesellschaftlichen Wandels wird aber diskursiv mit der meritokratischen Fixierung auf das Bildungssystem überlagert.

C. Glossar

absolute Kernfamilie	(Todd) Familienform (bspw. England). Ungleichheit und Autonomie prägen diese Familienkultur.
demografischer Übergang	(erster u. zweiter). Deutliche Abnahme der Geburtenrate. Der erste demografische Übergang erfolgte Ende des 19. Jh. und Anfang des 20. Jh. von einem Niveau von 4–5 Kindern pro Frau auf leicht über Erhaltungsniveau. Der zweite demografische Übergang erfolgte seit den 60er-Jahren und stellt eine Abnahme der Geburtenrate deutlich unter Erhaltungsniveau dar. Die Bezeichnung „demografischer Wandel“ hat insbesondere diesen zweiten Übergang zum Gegenstand.
diffuse Sozialbeziehung	(Parsons) Diffuse Sozialbeziehungen sind solche zwischen ganzen Personen (Paarbeziehung, Eltern-Kind-Beziehung, Freundschaft).
egalitäre Kernfamilie	(Todd) Familienform (bspw. Pariser Becken). Gleichheit und Autonomie prägen diese Familienkultur.
Endogamie	(Ethnologie) kulturell erwünschte Gattenwahl bzw. Heirat <i>innerhalb</i> der Herkunftsgruppe bzw. erweitertem Verwandtschaftssystem (Clan)
Exklusion (Ausschluss)	Zustand und Prozess der Verminderung gesellschaftlicher Teilhabe; Ausschluss erfolgt auf verschiedenen Ebenen: ökonomischer, kultureller, sozialer, politischer Ausschluss.
Exogamie	(Ethnologie) kulturell erwünschte Gattenwahl bzw. Heirat <i>außerhalb</i> der Herkunftsgruppe bzw. erweitertem Verwandtschaftssystem (Clan)
expressive Rolle	(Parsons) expressiv sind die Aufgaben der innerfamiliären Beziehungsgestaltung und Gefühlsregulation, traditionell wird diese Aufgabe qua Rollenerwartung an die Mutter delegiert.
Inklusion (Teilhabe)	Gegenbegriff zu Ausschluss bzw. Exklusion. Zustand und Prozess der Teilhabe. Teilhabe erfolgt auf verschiedenen Ebenen: ökonomische, kulturelle, soziale, politische Teilhabe.
instrumentelle Rolle	(Parsons) instrumentell sind die Aufgaben rund um die Außenkontakte bzw. gemeinschaftliche und gesellschaftliche Einbindung in die Familie, traditionell wird diese Aufgabe qua Rollenerwartung an den Vater delegiert.

Kernfamilie	die Konstellation, die sich aus der Geburt des Kindes bzw. der Kinder ergibt. Also das Paar und sein(e) Kind(er)
kommunitäre Familie	(Todd) Familienform. Zwei Unterformen: a. exogame kommunitäre Familie (bspw. Balkan, Russland, China); Gleichheit und Autorität prägen diese Familienkultur. b. endogame kommunitäre Familie (bspw. arabische Halbinsel); Gleichheit und Autorität prägen diese Familienkultur.
matrilinear	(Ethnologie) kulturelle Präferenz für die Vererbung und Namensweitergabe in der mütterlichen Linie.
ödipale Triade	Die Triade ist die universale Struktur der Kernfamilie. Ihr Stellenwert hängt vom kulturellen Stellenwert des Paares ab. Die ödipale Krise wird von der triadischen Struktur erzwungen, weil das Kind ab einem bestimmten Alter die Erfahrung des Ausschlusses aus der Partnerschaft omnipotent überwinden möchte. Die im Normalfall nach und nach eintretende Einsicht des Kindes in die Unmöglichkeit des inzestuösen Wunsches führt zu einer Weitung der kindlichen Perspektive auf die außerfamiliären Kontakte (Peergroup) und folgerichtig zum Ausbau seiner Autonomie.
patrilinear	(Ethnologie) kulturelle Präferenz für die Vererbung und Namensweitergabe in der väterlichen Linie.
Polyandrie	mehrere Männer als Gatten
Polygynie	mehrere Frauen als Gattinnen
Rolle	Grundbegriff der Soziologie. Eine Rolle folgt aus kulturellen bzw. gesellschaftlichen Handlungserwartungen an andere.
spezifische Sozialbeziehung	(Parsons) spezifische Sozialbeziehungen sind solche zwischen Rollenträgern. Im Kern sind dies ökonomische bzw. berufliche Beziehungen der bürgerlichen Gesellschaft, es gibt aber auch Rollenerwartungen an diffuse Beziehungen (etwa an Eltern hinsichtlich Erziehung).
Stammfamilie	(Todd) Familienform (bspw. Deutschland bzw. deutschsprachiger Raum, Japan). Ungleichheit und Autorität prägen diese Familienkultur.

D. Literaturverzeichnis

- Allert, T. (2007). Zugemutete Autonomie – die frühe Kindheit in der Gegenwartsgesellschaft. In A. Eggert-Schmid Noerr & B. Ahrbeck (Hrsg.), *Frühe Beziehungserfahrungen. Die Bedeutung primärer Bezugspersonen für die kindliche Entwicklung* (S. 13–32). Gießen: Psychosozial Verlag.
- Amann, A. (2004). *Reflexive Vergemeinschaftung: zu Struktur und Prozess gruppendynamischer Praxis*. [Dissertation]. Verfügbar am 14.1.2020 unter <http://publikationen.ub.uni-frankfurt.de/solrsearch/index/search/searchtype/simple/start/0/rows/10/query/amann+a/sortfield/author/sortorder/asc/yearfq/2004>
- Bales, R. F. (1953). The Equilibrium Problem in Small Groups. In T. Parsons, E. Edward Shils & R. F. Bales (Hrsg.), *Working Papers in the Theory of Action* (111–161). Glencoe: The free press of Glencoe.
- Beaujouan, E. & Berghammer, C. (2019). The Gap Between Lifetime Fertility Intentions and Completed Fertility in Europe and the United States: A Cohort Approach. *Population Research and Policy Review*, Jg. 38, 507–535. Verfügbar am 14.1.2020 unter <https://doi.org/10.1007/s11113-019-09516-3>
- Behrend, O. (2020). Zu Merkmalen der Familie der neuen Mittelschichtkultur. In D. Funcke (Hrsg.), *Rekonstruktive Paar- und Familienforschung* (Studienbrief). Wiesbaden: VS Springer.
- Brüggen, W. (2005). Ödipuskomplex: Kernkomplex der Neurosen? Über die entwicklungs- und kognitionspsychologische Wiederkehr eines verdrängten Konzepts. In F. Wellner & H. Werner (Hrsg.), *Das Ende des Ödipus. Entwertung und Idealisierung ödipaler Konzepte in der Psychoanalyse heute* (S. 113–135). Tübingen: Edition Diskord.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. (Hrsg.). (2017). *Familienreport 2017*. Verfügbar am 12.1.2020 unter: <https://www.bmfsfj.de/familienreport-2017>
- Bundeszentrale für politische Bildung (2016). *Datenreport 2016. Ein Sozialreport für die Bundesrepublik Deutschland*. Herausgegeben von Destatis und WZB in Zusammenarbeit mit dem SOEP am DIW Berlin. Verfügbar am 11.1.2020 unter <https://www.wzb.eu/de/publikationen/datenreport/datenreport-2016>
- Courbage, Y. & Todd, E. (2008). *Die unaufhaltsame Revolution: Wie die Werte der Moderne die islamische Welt verändern*. München: Piper.
- Dammasch, F. (2013). Das Kind in der Moderne. In F. Dammasch & M. Teising (Hrsg.), *Das modernisierte Kind*. Frankfurt am Main: Brandes & Aspel.
- Dornes, M. (2012). *Die Modernisierung der Seele. Kind – Familie – Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Fischer Verlag.
- Dörre, K. (2008). Armut, Abstieg, Unsicherheit. In Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.), *Aus Politik und Zeitgeschehen. Abstieg – Prekarität – Ausgrenzung*, Nr. 33–34, 2008 (S. 3–5).

- Gestrich, A. (1999). *Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert*. München: Oldenbourg.
- Goody, J. (2000). *Die Geschichte der europäischen Familie*. München: C.H. Beck Verlag.
- Hegel, G. W. F. (1986 [1832-1845]). *Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse*. Mit Hegels eigenhändigen Notizen und den mündlichen Zusätzen. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Hildenbrand, B. (2002). Der abwesende Vater als strukturelle Herausforderung in der familialen Sozialisation. In H. Walter (Hrsg.), *Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie* (S. 743–782). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Hildenbrand, B. (2005). *Einführung in die Genogrammarbeit*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag.
- Kaiser, P. (2005). Schwestern im familialen Systemkontext. In C. Onnen-Isemann & G. M. Rösch (Hrsg.), *Schwestern. Zur Dynamik einer lebenslangen Beziehung* (S. 65–88). Frankfurt/New York: Campus.
- Kasten, H. (1994). *Geschwister – Vorbilder, Rivalen, Vertraute*. Heidelberg/Berlin: Spektrum Verlag.
- Kaufmann, J.-C. (2005). *Die Erfindung des Ich. Eine Theorie der Identität*. Konstanz: UVK.
- Keller, H. (2011). *Kinderalltag. Kulturen der Kindheit und ihre Bedeutung für Bindung, Bildung und Erziehung*. Berlin/Heidelberg: Springer.
- Lasch, C. (1995). The Revolt of the Elites and the Betrayal of Democracy. Dt.: *Die blinde Elite. Macht ohne Verantwortung*. Hamburg: Hoffmann und Campe. New York/London: W. W. Norton & Company.
- Lorenz, K. (1965). *Das sogenannte Böse. Zur Naturgeschichte der Aggression*. Wien: Borotha-Schoeler.
- Lück, D. & Ruckdeschel, K. (2015). Was ist Familie? Familienleitbilder und ihre Vielfalt. In N. F. Schneider, S. Diabaté & K. Ruckdeschel (Hrsg.), *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben* (S. 61–76). Opladen, Berlin Toronto: Barbara Budrich.
- Maiwald, K.-O. (2009). Paarbildung als Selbst-Institutionalisierung. Eine exemplarische Fallanalyse. *Sozialer Sinn*, Jg. 10, Heft 2, 283–315.
- Maiwald, K.-O. (2018). Familiäre Interaktion, Objektbesetzung und Sozialstruktur. Zur Bedeutung der ödipalen Triade in der strukturalen Familiensoziologie. *Westend*, Jg. 15, Heft 2, 73–85.
- Malaurie, J. (1979). *Die letzten Könige von Thule*. Frankfurt am Main: Fischer Verlag.
- Marshall, L. (1959). Marriage among! Kung Bushmen. *Africa*, Jg. 24, Heft 4, 335–365.
- McGarvey, D. (2019). *Armutssafari. Die Wut der abgehängten Unterschicht*. München: Luchterhand.

- Meyer, T. (2014). Der Wandel der Familie und anderer privater Lebensformen. In R. Geißler (Hrsg.), *Die Sozialstruktur Deutschlands* (7., grundlegend überarbeitete Auflage). Mit einem Beitrag von T. Meyer. Wiesbaden: Springer VS.
- Milewski, N. (2010). *Fertility of Immigrants. A Two-Generational Approach in Germany*. Berlin u. a.: Springer.
- Mitterauer, M. (1994). Der Mythos von der vorindustriellen Großfamilie. In M. Mitterauer & R. Siedler (Hrsg.), *Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie* (S. 46–71). München: Beck.
- Münch, R. (2009). *Globale Eliten, lokale Autoritäten. Bildung und Wissenschaft unter dem Regime von PISA, McKinsey & Co.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Naderi, R. (2015). Kinderzahl und Migrationshintergrund. Ein Vergleich zwischen Frauen türkischer Herkunft mit oder ohne eigene Wanderungserfahrung sowie Frauen ohne Migrationshintergrund in Westdeutschland. *Zeitschrift für Familienforschung*, Jg. 27, Heft 3, 322–342.
- Nave-Herz, R. (2009). *Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung* (4. Auflage). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Parsons, T. (1954). Das Inzesttabu und seine Beziehung zur Sozialstruktur. In T. Parsons (1977 [1966]) *Sozialstruktur und Persönlichkeit* (S. 73–98). Frankfurt am Main: Fachbuchhandlung für Psychologie.
- Parsons, T. (1955). Family Structure and the Socialization of the Child. In T. Parsons & R. F. Bales (1955), *Family, Socialization and Interaction Process* (S. 35–131). Glencoe: The free press of Glencoe.
- Reiche, R. (1990). *Geschlechterspannung*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Rosenbaum, H. (1982). *Formen der Familie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schelsky, H. (1954). *Wandlungen der deutschen Familie der Gegenwart*. Darstellung und Deutung einer empirisch-soziologischen Tatbestandsaufnahme. Stuttgart: Enke.
- Schneider, N. F., Diabaté, S. & Ruckdeschel, K. (Hrsg.). (2015). *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben*. Opladen, Berlin Toronto: Barbara Budrich.
- Schneider, N. F. & Dorbritz, J. (2011). Wo bleiben die Kinder? Der niedrigen Geburtenrate auf der Spur. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Nr. 10–11, 2011, 26–34.
- Schütze, Y. (1994). Von der Gattenfamilie zur Elternfamilie. In A. Herlth et al. (Hrsg.), *Abschied von der Normalfamilie* (S. 91–101). Berlin et al.: Springer.
- Seiffge-Krenke, I. (2014). Identität im Wandel und therapeutische Herausforderungen. *Forum Psychoanalyse*, Bd. 30, S. 85–108.
- Steuerwald, C. (2016). *Die Sozialstruktur Deutschlands im internationalen Vergleich* (3. überarbeitete Auflage). Wiesbaden: Springer VS.
- Streeck, W. (2012). Citizens as customers. Considerations on the New Politics of Consumption. *New Left Review*, Nr. 76, 42–47.

- Todd, E. (1985). *Explanation of Ideology: Family Structure & Social System*. Oxford/New York: Basil Blackwell.
- Todd, E. (2015). *Wer ist Charlie? Die Anschläge von Paris und die Verlogenheit des Westens*. München: C.H. Beck.
- Todd, E. (2018). *Traurige Moderne*. München: C.H. Beck.
- Villa, P.-I. (2011). *Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper* (4. Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Zizek, B. (2017). Digital Socialization? An Exploratory Sequential Analysis of Anonymous Adolescent Internet-Social Interaction. *Human Development*, 60, 203–232.

E. Weiterführende Literatur

Garz, D. & Raven, T. (2015). *Theorie der Lebenspraxis. Einführung in das Werk Ulrich Oevermanns*. Wiesbaden: Springer VS.

Nave-Herz, R. (2019). *Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung* (7. Auflage). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Peuckert, R. (2019). *Familienformen im Sozialen Wandel* (9. Auflage). Wiesbaden: VS Verlag.

F. Abbildungsverzeichnis

Abb. 1.1	Was ist Familie? Beurteilung vorgegebener Lebensformen; Zustimmung in Prozent	6
Abb. 1.2	Die zentralen Dimensionen und die vier zentralen Typen des Todd'schen Familienmodells	15
Abb. 2.1	Elementare Struktur der Kernfamilie	25
Abb. 2.2	Triade der Kernfamilie	28
Abb. 2.3	Genogramminventar	40
Abb. 2.4	Fiktionalisiertes Beispielgenogramm (die Konstellationen sind für den Kontext der sozialpädagogischen Familienhilfe nicht untypisch) ...	40
Abb. 3.1	Übersicht über den jeweiligen Beginn des dauerhaften Rückgangs der Geburten nach Nationalstaaten	43
Abb. 3.2	Zusammengefasste Geburtenziffer in Deutschland 1871–2009	45
Abb. 3.3	Vergleich der zusammengefassten Geburtenzahl (total fertility rate) je Frau (= Balken) im Alter von Anfang Vierzig und der gewünschten Kinderzahl der etwa gleichen Kohorte im Alter von 20 bis 24 Jahren (= kleine Quadrate)	46
Abb. 3.4	Durchschnittsalter der Frau bei Geburt des ersten Kindes	47
Abb. 3.5	Übersicht zur Haushaltsentwicklung von Familien	51
Abb. 3.6	Betreuungsquoten von Kindern unterhalb des Schulalters	56

G. Sachwortverzeichnis

A

- Ambivalenz 28, 34
 Ausschluss
 des Kindes 34
 kultureller/gesellschaftlicher 57

B

- Beziehungen
 diffuse 26, 42

D

- demografischer Übergang 71
 erster 43, 44, 62
 zweiter 44, 50, 62

E

- Exklusion (gesellschaftlicher/kultureller
 Ausschluss) 57, 59, 61, 71

F

- Familie
 endogame kommunitäre 18, 22
 exogame kommunitäre 18, 22
 kommunitäre 72

I

- Inklusion (gesellschaftliche/kulturelle
 Teilhabe) 59

K

- Kernfamilie 7, 9, 15, 24, 25, 27, 28, 30,
 42, 72
 absolute 15, 16, 22, 71
 egalitäre 16, 22, 71
 Kindzentriertheit 53, 54, 55, 62

O

- ödipale Krise 34, 37, 42

P

- Paarbeziehung
 diffuse 30

R

- Rolle
 expressive 25
 instrumentelle 25
 Rollenbegriff 25
 rollentheoretisch 26

S

- Sozialbeziehungen 28
 diffuse 26, 30, 42, 71
 spezifische bzw. rollenförmige 26,
 42, 72
 Stammfamilie 17, 22, 72

T

- Triade/triadisch 27, 28, 42

H. Einsendeaufgabe

Einführung in die Familiensoziologie

Online-Code:
SOTEH01-XX01-K02

Name:	Vorname:
Postleitzahl und Ort:	Straße:
Matrikel-Nr.:	Studiengangs-Nr.:
Heftkürzel: SOTEH01	Druck-Code: 0423K02

Tutor/-in:
Datum:
Note:
Unterschrift:

Zur Einsendung der Lösungen nutzen Sie bitte möglichst die Word-Vorlage auf dem Online-Campus. Geben Sie hierbei bitte in jedem Fall das Heftkürzel und den Druck-Code an.

- Benennen und erläutern Sie knapp die drei Funktionen von Familie nach Nave-Herz.
6 Pkt.
- Erläutern Sie bitte die Vier-Felder-Tabelle von E. Todd zur Erklärung der vier bzw. fünf Familienformen! Gehen Sie dabei auf die beiden zentralen Dimensionen zur Unterscheidung der Familienformen und auch knapp auf die vier bzw. fünf Familienformen ein!
17 Pkt.
- Erklären Sie das Konzept und den Prozess des ersten und zweiten demografischen Übergangs.
12 Pkt.
- Erläutern Sie Parsons Vier-Felder-Tabelle zur Beschreibung der Kernfamilie!
15 Pkt.
- Die Triade der Kernfamilie erzeugt im Normalfall eine Dynamik. Erläutern Sie diese Dynamik und erklären Sie vor diesem Hintergrund die ödipale Krise des Kindes.
20 Pkt.
- Nachfolgend finden Sie zwei Interviewausschnitte aus Interviews mit Eltern zu deren Erziehungs- bzw. Sozialisationszielen.

Fall eins:

Mutter Jg. 1993, zwei Töchter, 8 und 5 Jahre alt. Befragte hat mittlere Reife und arbeitet als Menüassistentin in einem Krankenhaus. Ihr Gatte, Jg. 1992, und Vater des zweiten Kindes hat eine Ausbildung zum Fachverkäufer und arbeitet derzeit als Paketzusteller.

Fall zwei:

Mann Jg. 1986, Frau Jg. 1988, beides Studenten (der Mann promoviert). Die Töchter sind zum Zeitpunkt des Interviews 10 Jahre (Lucy) und die zweite 1½ Jahre alt.

Interviewausschnitte (B: Befragte/Befragter; I: Interviewer):

Ausschnitt aus Interview A

I: Gibt es Dinge, die dir bei der Erziehung deiner Töchter besonders wichtig sind?

B: Ja auf jeden Fall eh Anstand steht ganz hoch „Hallo“ und „Tschüss“ zu sagen, „Bitte“ und „Danke“ zu sagen eh auch immer mit anderen Kindern, dass sie sozial halt mit anderen Kindern umgehen auch beim Spielen egal wo, dass die auch Rücksicht auf Andere nehmen, immer freundlich sind. Ja und das beide natürlich auch viel Mühe sich geben in der Schule jetzt die Große zum Beispiel die macht das super und die Kleine ist ja auch in dem katholischen kleinen Kindergarten was mir auch sehr wichtig ist, weil die schon sehr so darauf achten auf Bildung und auf eh ja. Auch die Religion ne, die gehen oft in die Kirche, eh sprechen viel über Gott und über Jesus und das ist mir auch sehr wichtig, deswegen ist die Große auch auf eine katholische kleine Schule gekommen und die sind da schon echt streng und ich glaube das brauchen auch die Kinder.

Ausschnitt aus Interview B

I: Allgemein, was euch wichtig ist, was für Werte zu vermitteln oder Normen oder [...] Verhalten, was ihr auf gar keinen Fall wollt, was ihr, worauf ihr vielleicht mehr Wert legt als andere?

B: Also ich würde mir wünschen, dass sie [...] selbstbewusst bleibt und souverän auftreten kann. Sowohl gegenüber Gleichaltrigen als auch gegenüber Erwachsenen. Dass sie Dinge hinterfragt [...] und nachfragt, also nicht einfach nur Dinge akzeptiert, wie sie geäußert werden sollen, eben auch sich selber Gedanken macht und versucht Dinge zu verstehen. [...] Ich würde mir wünschen, dass wir [...] einen guten Draht zu ihr behalten und dass sie uns, dass sie mit uns über alles offen reden kann, was sie beschäftigt. Also, dass es keine Tabus gibt oder sowas, so, und halt nicht spricht über Dinge, die sie dann für sich selbst behält. [...] Auch problematische Dinge natürlich, also, [...] dass sie's uns anvertrauen kann.

- a) Bitte ordnen Sie die beiden Ausschnitte den Fällen zu, und begründen Sie ihre Zuordnung anhand von Interviewausschnitten. (Eine Familie kann man der neuen Mittelschicht zurechnen, eine dem in Resten vorhandenen Arbeitermilieu bzw. der neuen Unterschicht!)

8 Pkt.

- b) Bitte charakterisieren Sie abschließend je knapp sowohl die Familie der neuen Mittelschicht als auch die Familie des in Resten vorhandenen Arbeitermilieus bzw. der neuen Unterschicht!

16 Pkt.

- c) Was sind sozialarbeiterische Ansatzpunkte, der gesellschaftlichen Exklusion von Familien der neuen Unterschicht entgegen zu wirken?

6 Pkt.

Gesamt: 100 Pkt.